

Kaukasus-Expedition

1928

der Sektion Hochland München
des
Deutschen und Oesterreichischen
Alpenvereins

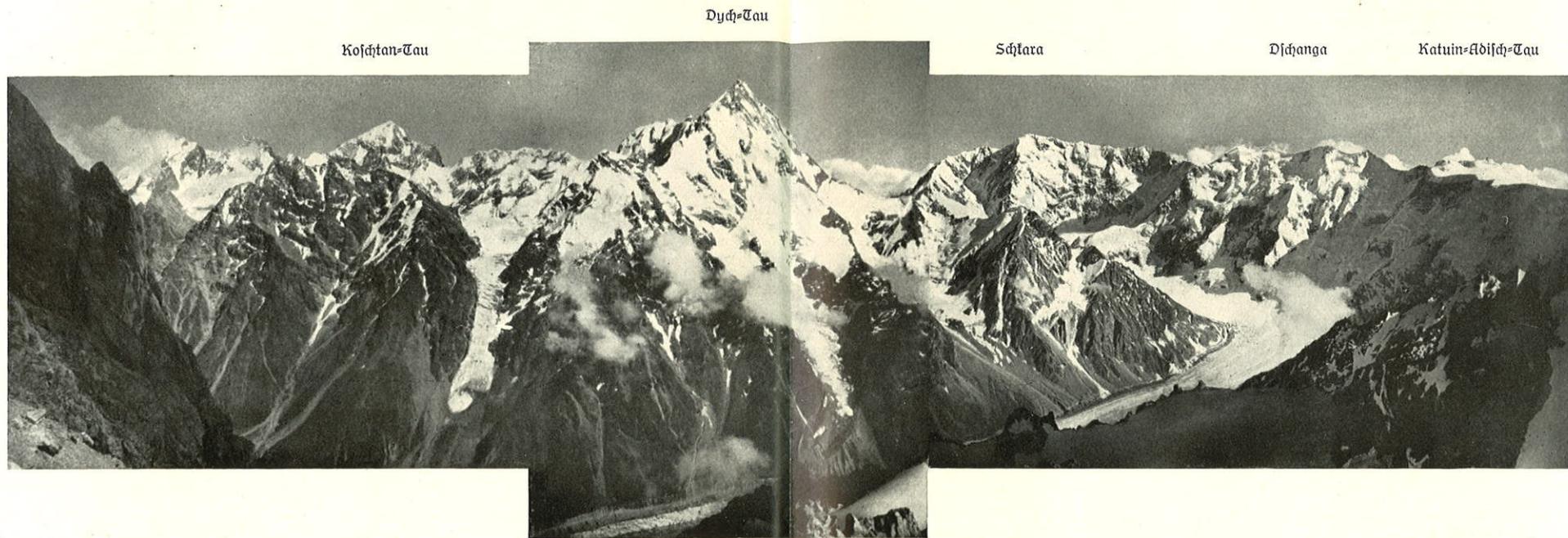
8 S 12 Soubst. C 1928

Archiv - Ex.

Kaukasus-Expedition
1928

der Sektion Hochland München
des
Deutschen und Oesterreichischen
Alpenvereins

Druck: Gebr. Parcus AG, München



Blick vom Tschumurtscheran-Tau auf die Hauptgipfel der Bezingi Berge

Unsere Kaukasuserpedition

1928

Handwritten text in a non-Latin script, possibly Georgian, located on the left page of the book.

Inhaltsverzeichnis

I. Der Plan und seine Vorbereitung	Seite 7
II. Die Reise durch Rußland	" 9
III. Am Bezingigletscher	" 18
Tschumurtscherantau	" 19
Dychtau	" 21
Katuin, Adisch, Gestola, Ejalwer	" 26
Schkara	" 31
IV. Übergang nach Swanetien	" 34
V. Land und Leute in Swanetien	" 36
VI. Swanetische Bergfahrten und Rückmarsch	" 43

Anhang

Kostenaufstellung	Seite 46
Ausrüstung und Proviant	" 46
Reisetagebuch mit Routenbeschreibungen	" 49

Die photographischen Aufnahmen stammen
von dem Teilnehmer Herrn Hans Wiesner

I. Der Plan und seine Vorbereitung

Paul Bauer.

Der Kaukasus ist weit früher als die Alpen in das Gesichtsfeld unseres Kulturkreises hineingerückt worden. Das Volk der Griechen erfüllte ihn schon, lange bevor es von der Existenz der Alpen Notiz nahm, mit geheimnisvollen mythologischen Begebenheiten, die wie die Sagen vom Vulkan, von Prometheus und vom Goldenen Fließ von der großen Bedeutung künden, die er für das Leben seiner Vorfahren gehabt haben muß. Lange Zeit lebte er dann sein eigenes Leben, ohne daß die große Geschichte sich mit ihm befaßte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war er auf einmal wieder in aller Munde durch die unerhört hartnäckigen Gebirgskämpfe, in denen die kräftigen und, wie man hier mit Erstaunen vernahm, hochentwickelten Völker der Kabardiner, Georgier, Tscherkessen, Lesgier, Chewsuren und wie sie alle heißen, unter hochbegabten Führern wie Schamyl ihre Unabhängigkeit gegen die todesmutigen Truppen des unermesslichen russischen Reiches verteidigten.

Bald darauf begann die alpine Geschichte des Kaukasus. Als der Kampf um die Hochgipfel der Alpen noch lange nicht überall zugunsten des Menschen entschieden war, im Jahre 1868, drang Sir Douglas W. Freshfield als erster Bergsteiger in seine Täler vor und erstieg die beiden bekanntesten Gipfel, den Elbrus und den Kasbek, als erster. Mit ihm und nach ihm kamen in den nächsten Jahrzehnten andere, zunächst in erster Linie Engländer, dann als erster deutscher Bergsteiger im Jahre 1891 Professor Dr. Gottfried Merzbacher, dessen zweibändiges Werk über den Kaukasus auch uns unschätzbare Dienste geleistet hat. Mit ihm war zum erstenmal die Stadt München im Kaukasus vertreten, und ihre Söhne nahmen in der Folge an seiner Erschließung einen ungewöhnlich großen Anteil. Die berühmte Überschreitung des Ušba durch die Münchener Distel, Leuchs und Pfann ist auch heute noch in aller Gedächtnis; auch die Taten der Münchener Schulze und Scheck sind noch wohlbekannt; manches Jahr weilte der Münchener Kunstmalers Platz in seinen Bergen. Mit der sehr erfolgreichen Expedition Winklers, Grubers und ihrer Gefährten endete im Jahre 1912 vorläufig der Anteil Münchens an der Erschließung des Kaukasus. Der Weltkrieg setzte dann allen bergsteigerischen Unternehmungen im Kaukasus ein Ende. Die beiden Expeditionen des Jahres 1914 mußten ihre Reise abbrechen; die Schweizer Egger und Miescher, die sehr erfolgreich gearbeitet hatten, mußten die Heimreise antreten, und die deutsche Expedition, bestehend aus den Dresenern Schuster und Fischer, wurde in Gefangenschaft geführt, wo Schuster starb. Seit dieser Zeit liegen die Hochregionen des Kaukasus verwaist, und seit unsere bis Transkaukasien vorgeschobenen Truppen zurückgekehrt sind, sind die Verhältnisse im Kaukasus mehr noch als in anderen Teilen Rußlands für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Als ich Ende des Jahres 1925 den Plan faßte, in dieses Land vorzudringen, dachte ich nicht daran, Erwägungen über die Berechtigung eines solchen Unternehmens anzustellen. Der Plan lag so in der Linie der letzten Jahre, die ich als die Wiedererschließung des durch den Krieg verschlossenen Auslandes für uns Deutsche bezeichnen möchte, daß er seine Berechtigung in sich trug. Ich will deshalb auch hier alle nachträglichen philosophischen Betrachtungen dieser Art unterlassen. Sie mögen einem späteren Lebensalter vorbehalten bleiben, wo die Taten spärlicher und daher die Zeit für schriftstellerische Betätigung reichlicher wird.

Der Plan mißglückte zunächst für das Jahr 1926. Im nächsten Jahre kam er der Vollendung schon näher. Ich hatte für Dr. Allwein, v. Kraus und Wien um die Einreisebewilligung eingegeben und sie nach etwa drei Monaten für Dr. Allwein, Wien und mich auch erhalten. Dr. Allwein und Wien waren aber durch die bevorstehende Pamirexpedition verhindert, so blieb ich allein. Der Vorsitzende der Sektion Hochland, Herr Ministerialrat Dr. Meukel, eröffnete mir damals, daß er für seine Person fest entschlossen sei, im nächsten Jahre eine derartige Unternehmung mit einem namhaften Geldbetrag zu unterstützen und daß, so wie er seinen Ausschuß und die Sektion Hochland kenne, diese gleichfalls von dem Plan begeistert sein würden. So wurde der Plan wiederum — und nicht zu seinem Nachteil — um ein Jahr verschoben.

In der Zwischenzeit hatte der Münchener Privatdozent Dr. Amschler anlässlich von landwirtschaftlichen Studien einige Täler des östlichen Kaukasus besucht, ohne auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen.

Mit erneuter Kraft wurde sofort wieder mit den Vorbereitungen fürs neue Jahr begonnen. Die Hauptarbeit galt dabei neben der Auffrischung meiner russischen Sprachkenntnisse, neben dem Studium der Literatur, der geographischen, politischen und Verkehrsverhältnisse, neben der Auswahl und Zusammenschulung der Begleiter der Zusammenstellung der Ausrüstung und des Proviantes. Der große, schwerfällige Apparat, der bei solchen Expeditionen gewöhnlich mitgeschleppt wird, verbot sich nicht nur aus geldlichen Gründen. Er hätte auch meiner ganzen Auffassung widersprochen. Der Krieg hat es uns gelehrt und der verlorene Krieg gebietet es uns, auch mit wenig oder gar keinen Mitteln das Ziel zu erreichen. In den Bergen wurde diese Bedürfnislosigkeit oberster Grundsatz. Im Kaukasus hätte die Abhängigkeit von Trägern und Tragtieren einen viel größeren Aufwand an Geld und Zeit erfordert, als wir uns leisten konnten, und hätte unsere Beweglichkeit sehr eingeschränkt; die meisten Übergänge wären mit Tragtieren überhaupt unmöglich und mit Trägern bedeutend schwerer geworden. Ein ausdauernder, erstklassiger Bergsteiger kann wohl einen 75 Pfund schweren Rucksack über einen 4000 Meter hohen, auch technisch schwierigen Paß bringen. Für dieses Gepäck braucht man aber mindestens zwei einheimische Träger, für die Träger braucht man Proviant, Decken und Gerät, so daß meist noch ein weiterer Träger hierfür nötig werden wird. Jeder dieser Leute bildet aber infolge seiner mangelnden Übung in schwererem Gelände eine ernste Gefahr für alle anderen Teilnehmer. Mit Anwerben und Warten auf die

Träger verliert man viel mehr Zeit, als durch das raschere Marschtempo der leichter gepackten Kolonne wieder hereingebracht werden kann. Das Ziel, das bei der Zusammenstellung der Ausrüstung angestrebt und schließlich auch erreicht wurde, war dieses: Das ganze Gepäck für vier Wochen durfte pro Mann nicht mehr als 80 Pfund wiegen. Über das Ergebnis unserer endlosen Bemühungen wird der Anhang berichten. Von meinen Begleitern und von anderen Mitgliedern der Sektion Hochland, vor allem Herrn v. Cammerloher, tatkräftig unterstützt und vom Sporthaus Schuster fachkundig beraten, brachte ich die vorbereitenden Arbeiten für Ausrüstung und Verproviantierung zu Ende.

Auch die finanzielle Frage war zur Zufriedenheit gelöst. Die Sektion Hochland hatte 600 RM. für allgemeine Unkosten, 800 RM. zur Verwendung für Herrn Niesner und 300 RM. zur Verwendung für Herrn Dr. Beigel zur Verfügung gestellt. Der Rheinisch-Westfälische Sektionsverband hatte Herrn Tillmann als Vorschuß auf zu haltende Vorträge einen Betrag von fast 1000 RM. zugesandt und der Akademische Alpenverein München hatte 300 RM. zur Verfügung gestellt. Das übrige schob jeder selbst zu, so daß nach Beschaffung der Ausrüstung pro Mann etwa 1200 RM. bei der Ausreise verfügbar waren.

Allmählich steigerte sich die Hast der vorbereitenden Arbeiten zu immer rasenderem Tempo, die Erledigung der Pässe, die Beforgung der Fahrkarten bis Moskau, der Papiere für zollfreie Einfuhr in Rußland und ebensolcher für zollfreie Durchfuhr durch Polen, die Unterrichtung unserer deutschen Botschaft in Moskau und vieles, vieles andere drängte sich in den letzten Tagen zusammen, so daß ich trotz meines riesigen Gepäcks erleichtert aufatmete, als ich in voller Uniform unter einem riesigen Rucksack verborgen und von zwei Handkoffern eingerahmt wenige Minuten vor Abgang des Zuges am 4. Juli durch die Halle des Hauptbahnhofes München zum Bahnsteig hinsteuerte.

II. Die Reise durch Rußland

Dr. Ernst Beigel.

Zum Nachtschnellzug nach Berlin begleiteten uns noch all die guten Freunde von der Sektion Hochland und vom Akademischen Alpenverein München. Es war ein schöner Abschied. Wir sahen es allen an, daß sie uns neidlos und gern ziehen ließen. Die besten Wünsche begleiteten uns auf unserer Fahrt. Freund Kraus rief uns noch zu: „Wenn etwas vorkommen sollte, verlaßt euch auf uns zu Hause“ und schüttelte uns noch einmal kräftig die Hand. Wir fuhren mit dem Bewußtsein fort, daß es unsere Aufgabe war, zum erstenmal nach dem Kriege wieder dem guten, alten deutschen Bergsteigerruf im Kaukasus Geltung zu verschaffen, und waren stolz darauf, die Sektion Hochland und den Akademischen Alpenverein München hinter uns zu wissen. Kurz nach München kam gleich ein biederer Sachse, der den eindrucksvollen Abschied mit angesehen hatte, auf uns zu und fragte: „Erlaubt Sie mal, die Herrn sind wohl Weltreisende, nicht wa, so rund um die Welt, nicht wa?“ Bauer antwortete ihm: „Na,

wir fahren nur nach Berlin, wissen's, wenn oaner von München nach Berlin fährt, so is dös immer was ganz Bsonderes."

Berlin hot nichts Neues. Der Aufenthalt in der Riesenstadt mit ihrem schon recht „östlichen“ Gepräge wurde uns verschönt durch das kurze Beisammensein mit Bergkameraden, die der Beruf dorthin verschlagen hatte. Dann rollten wir der nicht mehr weit entfernten Ostgrenze zu, und es dauerte nicht lange, bis wir die weit in deutsches Land vorgeschobene polnische Grenze ohne Zoll- und Paßschwierigkeiten passierten. Am nächsten Tage hatten wir eine Stunde Aufenthalt in Warschau. Der nüchterne Bahnhof und die langweiligen Straßen seiner näheren Umgebung luden nicht zum Aussteigen ein. Dafür sorgte eine große Zigeunerfamilie für Unterhaltung auf dem Bahnsteig. Die bunte, dreckige Gesellschaft nahm von ihrem Stammeshäuptling, einem dicken, schmierigen Kerl, Abschied vor ihrer Abreise nach Japan. Das Schauspiel war wirklich eindrucksvoll. Alle Augenblicke freuten wir uns, es könnte unter dem Gefindel eine Kauferei geben, aber die Schreierei und die wilden Gebärden waren nur Abschiedszeremonien, die immer wieder mit einem kräftigen Schluck Schnaps begossen wurden. Die Fahrt ging weiter durch das teils flache, teils hügelige Polen. Gut bestellte Äcker wechselten ab mit Brachland, Triften, großen Weidegründen und Wäldern. Ein ganz neues Landschaftsbild tat sich für uns Süddeutsche auf, die Unendlichkeit der slawischen Ebene, in der selbst Dörfer und Gehöfte belanglos erscheinen. Zum Beginn der Sommerszeit, wenn die endlosen Getreidefelder von der Sonne beschienen im Winde wogen, wenn auf den ausgedehnten Wiesengründen große Herden roten polnischen Landviehs weiden, macht Polen den Eindruck eines reichen, glücklichen Agrarlandes. Gegen Osten wird die Gegend sehr walddreich. Man fährt durch den breiten Waldgürtel an der Ostgrenze Polens. Den Bahnkörper entlang erkennt man noch deutlich die Spuren deutscher Stellungen aus dem großen Krieg. Einen ganzen langen Tag fuhren wir durch Polen, gegen Abend kamen wir an die Grenzstation gegen Rußland. Dort wurden große Verloaderampen gebaut, viel zu groß, um dort nur Vieh und Produkte zu verladen.

Wir passierten die polnisch-russische Grenze nachts. Hüben und drüben Stahlhelme und aufgepflanztes Bajonett und in der Mitte Stacheldraht, soweit man sah. Die Pässe wurden uns von Soldaten mit dem Sowjetstern abgenommen, und wir warteten nun ziemlich kleinlaut der Dinge, die da kommen sollten. Ganz im Gegensatz zu uns tauten im Nachbarabteil die Mitglieder eines österreichischen Fußballklubs auf, sangen revolutionäre Lieder, winkten den Posten, die entlang des Bahnkörpers standen, zu. Diese nahmen aber nur wenig Notiz davon. Auf der russischen Grenzstation wickelte sich alles ruhig und reibungslos ab. Als auf allen Gepäckstücken der Kontrollzettel klebte, waren wir sehr froh. Das erste große Fragezeichen unseres Unternehmens war gelöst, und bald darauf nahmen wir mit der größten Selbstverständlichkeit in dem großen, bequemen, breitspurigen russischen Wagen Platz. Wir zogen eine Flasche Rheinwein heraus und tranken zusammen mit unserem Schaffner einen Schluck auf den guten Anfang unserer Rußlandreise.

Am nächsten Morgen sahen wir aus unserem Fenster hinaus auf die Einförmigkeit des walddreichen, ungeheuren Tieflandes, die nur hie und da unterbrochen wird durch einen Flußlauf oder durch kleine russische Dörfer, die sich mit ihren erdfarbenen Strohdächern nur wenig von dem Landschaftsbild abheben. Die Gegend wirkt ernster und düsterer als die offene, nicht so dicht bewaldete polnische Landschaft. Die bunte Reisegeellschaft unseres Wagens setzte sich zusammen aus einem deutschen Kaufmann, der nach China reiste, einem immer freundlich grinsenden chinesischen Studenten, der seine in Deutschland eingeheimsten Kenntnisse in sein Mutterland verfrachtete, einigen Russen, denen es vergönnt war, ihren Urlaub in Westeuropa zu verbringen, und den Zigeunern, die in einem eigenen Abteil untergebracht waren, aus Rücksicht auf die Mitreisenden, denn wo sie gehen und stehen, stinkt's nach Fusel und Knoblauch. Sie alle sorgten für Unterhaltung, während der Zug Hunderte von Kilometern in der weiten, weiten Ebene dahinrollte.

Gegen 2 Uhr kamen wir nach Moskau. Wir waren sehr neugierig auf diese Stadt. Nach langem Feilschen um den Fahrpreis fuhren wir mit zwei kleinen, wackeligen Kutschen durch die Twerskaja ins Zentrum, wo wir im Hotel Metropol glänzende Unterkunft fanden. So hatten wir uns Moskau, das Herz Rußlands, nun nicht vorgestellt. Niedere, ein- und zweistöckige Häuser säumten die Straßen ein; das Kagenkopfspflaster war holprig und schlecht. Obwohl es Samstag nachmittag war, hatte Herr Legationsrat Hilger freundlicherweise auf der deutschen Botschaft noch auf uns gewartet. Die amtlichen Dinge waren erst am Montag zu erledigen. Da hatten wir also reichlich Zeit, die Stadt zu besichtigen. Ein Spaziergang zum Roten Platz zeigte uns Moskau von einer anderen Seite. Keiner, der zum erstenmal durch das Iberische Tor hinaustritt, wird sich des gewaltigen Eindrucks erwehren können, den der Paradeplatz von Moskau mit seinen riesengroßen Ausmaßen auf den Beschauer macht. Gegen den Himmel hebt sich der phantastische Bau der Wassiljathedrale ab. Er zeichnet sich aus durch Unregelmäßigkeit im Aufbau, durch Verschiedenartigkeit der Türme, durch reiche Abwechslung in der Ornamentik und durch Buntheit der Farben. Beim Anblick dieses Bauwerkes fühlt man, daß man sich im Grenzgebiet zwischen Europa und Asien befindet. Wirkt der Kreml vom Roten Platz aus durch die strenge Architektur seiner zinnengekrönten Mauer abweisend, so zeigt er sich von der Moskwa aus gesehen farbenbunt und lebendig. Der schmale, grüne Höhenzug, auf dem die Gebäude stehen, wirkt vermittelnd zwischen der schießartenbewehrten Umgrenzung und der Buntheit der Kirchen, Türme und monumentalen Gebäude. Er bildet ein einzigartiges Architekturbild, er ist ein Museum der Baukunst, eine Festung und Märchenstadt zugleich. Obwohl der Kreml als Sitz der Regierung für den allgemeinen Verkehr gesperrt ist, gelang es uns auf unserer Heimreise, ihn von innen zu besichtigen und einen denkwürdigen Abend auf seinen Wällen zu verbringen, während über der ganzen Stadt und dem dahinter trauernden Land ein rotgoldener Abendhimmel langsam erlosch.

Solange wir in Moskau weilten, gingen wir täglich mehrmals hinaus zum Moskwastrand, denn dort herrscht Leben und Treiben, dort hat Moskau mitten in der Stadt sein Strandleben. Auch Niesner und ich nahmen dort ein Bad und konnten es nicht unterlassen, Bauer und Tillmann, die die Erlöserkathedrale bestiegen hatten, um den prachtvollen Ausblick auf die Stadt und die Sperlingsberge zu genießen, ein lautes „Hejuahé“ hinaufzurufen. Aber diesen Stimmenaufwand staunten die Russen doch etwas. Schöner als der monumentale Bau der Erlöserkathedrale sind die unzähligen, gemütlichen, kleinen Kirchen, die in der ganzen Stadt verstreut liegen mit ihren anheimelnden Zwiebeltürmen, die untereinander mit goldenen Perlschnüren verbunden sind und namentlich in der Abendsonne die umliegenden, oft unscheinbaren Gebäude mit ihrem goldenen Glanz verschönern.

Fünf Tage Aufenthalt in Moskau waren nötig, bis wir endlich alle Papiere, wie Aufenthaltsbewilligung, Photographieerlaubnis, Fahrkarten und andere wichtige Auskünfte und Empfehlungsschreiben in Händen hatten. Auf einem kleineren Ausflug in die nähere Umgebung lernten wir so richtig den Gegensatz kennen zwischen dem lebhaften, bunten Treiben der Hauptstadt und der tödlichen Langeweile und Einförmigkeit der Landschaft und der Dorfstraßen, nur wenige Kilometer außerhalb des pulsierenden Herzens von Rußland.

In Moskau selbst war es nie langweilig; der Fußgängerverkehr, namentlich am Schluß des Arbeitstages, ist gewaltig. Man sieht die ungeheure Überdölkerung der Zentrale. Die Wohnungsnot ist schrecklich und hat Ausmaße angenommen, wie sie bei uns nie vorhanden waren. Drei bis vier Familien in einer einzigen Wohnung mit einer gemeinsamen Küche sind keine Seltenheit. Seit dem Kriege hat sich die Einwohnerzahl mehr als verdoppelt. Allenhalben sieht man schüchterne Versuche, diesen Mißstand durch Neubauten zu verbessern. Unzählige, meist wilde Händler säumen die Gehsteige und geben dem Straßenleben orientalischen Anstrich. Der Verkehr wird durch Straßenbahnen und in neuester Zeit durch zahlreiche Autobusse kaum bewältigt. Im Frachtverkehr spielt das Pferd die Hauptrolle. So bunt sind sonst wohl nirgends die Menschen zusammengewürfelt wie in Moskau. Vorherrschend ist natürlich der blonde, grobknochige Typ der Groß- und Weißrussen; dazwischen mischen sich in großen Massen Vertreter des Ostens mit breiten, backenknochigen Gesichtern, dann Mongolen mit starrem Gesichtsausdruck und verkniffenen Augen, und südländische, schlanke schwarze Gestalten. So verschieden wie die Menschen ist auch ihre Kleidung, in der das bequeme und praktische Russenhemd vorherrscht.

Gibt man sich Rechenschaft über den Gesamteindruck, den Moskau auf den westeuropäischen Beschauer macht, so muß man gestehen, daß man angenehm enttäuscht ist. Man erkennt überall das Bestreben der Regierung, verbessernd einzugreifen. Alles freilich ist noch im Werden begriffen, zeigt aber deutlich die Tendenz, das Zerstückte zu erneuern und Neues hinzuzufügen. Man darf Moskau nicht mit den verwöhnten Augen eines Westeuropäers betrachten, der nach internationalem Glanz und Tand eine

Stadt beurteilt, sondern muß in Moskau die Zentrale des riesigen Reiches der Sowjetunion sehen, in dem noch vor kurzem ein alles verwüstender Bürgerkrieg getobt hat.

Moskau ist heute mit der Unzahl seiner Regierungs- und Verwaltungsbehörden der politische Mittelpunkt, durch Gründung zahlreicher wissenschaftlicher Institute die geistige Zentrale und durch seine wertvollen Kunstsammlungen und ausgezeichneten Theater die Quelle alles kulturellen Lebens des weiten Reiches im Osten.

Für uns freilich hatte der unfreiwillige Aufenthalt in Moskau schon viel zu lange gedauert, wir brannten darauf, weiterzukommen, und waren wie erlöst, als wir wieder in einem eigenen Abteil der russischen Eisenbahn Platz nahmen und es uns ordentlich bequem machten. Über 60 Stunden blieb es unser Wohngemach. 60 Stunden, die wir immer weiter nach Süden rollten, und doch wurde uns die Zeit nicht allzu lange. Es gab noch viel zu überlegen, Pläne zu schmieden, und der Proviant mußte gleichmäßig auf die einzelnen verteilt werden, damit sich nachher keiner beklagen konnte, er hätte zu wenig zu tragen gehabt. Im Nachbarabteil fuhrten Studenten aus Moskau heim in die Ferne. Bald entspann sich eine mühsame Unterhaltung, wir sangen miteinander Lieder und hörten zum erstenmal die schwermütigen russischen Weisen. Auch eine recht nette Studentin saß zeitweise in unserem Abteil und verkürzte sich und uns die Reise in den Kaukasus. Von dem Augenblick unserer Bekanntschaft an entwickelte Freund Niesner einen ungeheuren Eifer, Sprachstudien zu betreiben. Er glaubte alle Schwierigkeiten der russischen Sprache durch Augenzwinkern, freundliches Lächeln und holde Mimik überwinden zu können. Wenn die Verständigung gar nicht gelingen wollte, holte er nicht etwa den sprachkundigen Bauer zu Hilfe, sondern suchte mittels des dicken Wörterbuches allein zu zweit mit ihr das fehlende Wort. Auf den großen Bahnhofen herrschte meist großes Gedränge. Alte Bettler suchten an den Zug heranzukommen, wurden aber von Soldaten und Schaffnern daran gehindert. Überall auf den Stationen sind Kessel mit kochendem Wasser aufgehängt, an denen sich die Reisenden ihre Gefäße füllen können, und dann wird zur rechten Zeit der Tschai gebraut, das russische Nationalgetränk. Fast wäre die Reise ohne besonderen Zwischenfall verlaufen, wenn nicht auf einer Station im Dongebiet uns während einer kurzen Abwesenheit aus dem Abteil durch das offene Fenster ein großer Sack mit Wäsche und Wollausrüstung gestohlen worden wäre. Sich darüber zu ärgern, nützte nichts, wenn es auch ein recht schmerzlicher Verlust war, zumal gar nicht daran zu denken war, sich in Rußland etwas Neues zu kaufen, denn die Preise sind unerschwinglich und die Waren schlecht.

Nach langer, etwas einförmiger Fahrt kamen wir nach Rostow am Don, einer hübschen, modernen Geschäftsstadt. Der Zug fuhr langsam am Rande des grasbewachsenen Ufers der Donmündung entgegen. Wir hielten Ausschau nach dem Schwarzen Meer und den Bergen. Aber die Entfernungen täuschen in Rußland, man unterschätzt sie immer. Wir querten den breiten Fluß und befanden uns dann auf der Landbrücke

zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer. In der einförmigen, südrussischen Ebene wird der Wald spärlich, das Klima ist zu trocken und heiß. In der nordkaukasischen Steppe ist dann der Boden auch nicht mehr so fruchtbar, und an die Stelle der Weizen- und Roggenäcker treten Mais- und Sonnenblumenfelder, weite Flächen sind nur spärliches Grasland; die Gegend bekommt Steppencharakter. Der Zug hielt einmal auf freier Strecke und man hatte Gelegenheit, die Gegend in der Abendkühle zu betrachten. Drüben im Westen ging die Sonne als große, blutrote Kugel unter, ein eigenartig schöner Anblick. An diesem Tage sollten wir den Kaukasus nicht mehr sehen. Nachts fuhren wir immer weiter nach Südosten und immer näher an die Berge heran. Die kleine Studentin stieg aus, man sah es ihr an, sie freute sich, in ihre schöne Bergheimat der Teberda zu kommen.

Am nächsten Morgen waren wir schon früh auf. Die Neugierde trieb uns ans Fenster, und richtig, da stand endlich der lange herbeigesehnte Kaukasus vor uns. Obwohl wir noch 70—100 Kilometer entfernt waren, bot sich uns ein herrlicher Anblick. Ein ganz neues Bild tat sich vor uns auf. Unmittelbar wuchsen die Berge aus der Steppe heraus. Die Vorberge, ohne die wir uns unsere Alpen gar nicht denken können, fehlen oder treten nicht in Erscheinung neben den weißen Kolossen der Zentralkette, die in wundervoll präziser Linie mit ihren hohen Gipfelkammen den Horizont begrenzen. Nach Kotljarewskaja zweigt von der Hauptlinie eine Seitenbahn nach unserem vorläufigen Ziele Naltschik ab. Bald schauen wir rechts, bald links aus dem langsam gegen die Berge rollenden Zuge. Im kahlen Felde der Steppe stehen ärmliche Katen. Hier und da hebt sich Rauch aus den niedergebeugten, schiefen Hütten. Endlich kamen wir an der Endstation Naltschik an. Endlich konnten wir unser enges Abteil verlassen.

Hier in Naltschik lag das größte Fragezeichen des ganzen Unternehmens. Was uns hier erwarten würde, ob Förderung unserer Ziele oder ein striktes Verbot, weiterzureisen, konnte uns selbst in Moskau niemand sagen. Man gab Bauer Empfehlungen mit und gute Wünsche; das Weitere mußte dem Vollzugsausschuß (Ispolkom) des kabardinisch-balkarischen, autonomen Gebiets überlassen bleiben, zu dessen Machtbereich das Urwantal gehört. Während Bauer in die etwas entfernt liegende Stadt ging, warteten wir, von allerlei Volk bestaunt und rasch mit ihm bekannt, gespannt auf das Ergebnis seiner Erkundung. Endlich, nach fast zwei Stunden kam er wieder, und mit ihm kam ein Beamter mit Pferden und Wagen; da wußten wir, daß unsere Sache gut stand. Wir luden unsere Rucksäcke auf und marschierten hinterdrein in den Ort. Er hat stark russisches Gepräge mit den breiten Straßen und den kleinen, niederen Häusern. Naltschik entstand wie die meisten Orte am Nordrand des Kaukasus zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Russen als sogenannte Kosakenstaniza. Jetzt ist es Hauptstadt des autonomen kabardinisch-balkarischen Gebiets. Am Sonntag nachmittag, dem Tage unserer Ankunft, waren die Büros geschlossen. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als mit unseren Genagelten durch die Stadt zu stolpern

und mit ihnen allgemeines großes Aufsehen zu erregen. In der Hauptstraße des Ortes herrschte reger Bummelbetrieb. Neben den Kurgästen des Arbeitererholungsheims sahen wir Balkaren, die über Sonntag zum Markt gekommen waren, mit ihren Pelzmützen und großen Filzhüten, hübsche dunkle Gestalten mit dem Kindschal bewaffnet. Der Markt gehört in jeder Stadt mit zum Interessantesten. So war es auch hier. Kabardiner und Balkaren drängten sich zu Fuß und zu Pferd und zu Wagen durcheinander; die Sonne brannte darauf los und der Staub beklemmte den Atem. Das Volk wogte hin und her, jeder redete, rief seinem Bekannten irgend etwas zu oder drängte nach den Krambuden hin. Die Bergbewohner waren namentlich zum Pferde- und Viehhandel nach Naltschik gekommen. Zur Volksbelustigung diente ein kleines Karussell; drum herum staute sich das Volk und zwischendrin saßen die Gebirgsjöhne auf ihren schönen Pferden mit der hübschen Burka über der Schulter.

Nachmittags nahmen wir ein herrliches Bad in dem nahen Naltschikbad, eine fabelhafte Erfrischung bei dem heißen, trockenen Steppenklima. Wir brannten darauf, mehr von der Zentralkette zu sehen, und machten einen Ausflug auf einen nahen Waldhügel. Diese Vorberge sind mit dichtem, üppigem Buschwald mit fast undurchdringlichem Unterholz bestanden. Der Pfad schlängelt sich zwischen 2—3 Meter hohen Schierlingsstauden durch. Oben hatten wir wegen der üppigen Vegetation keine Aussicht. Erst als jeder von uns in einer anderen Baumkrone saß, sahen wir hinaus auf die braune Steppe, am Horizont ging glutrot die Sonne unter und in der Zentralkette hatten die hohen Herren schon ihre Wolkenskapuzen übergestülpt. Alles deutete auf schlechtes Wetter. Aber Blitz und Hagel hätten uns nicht gehindert, am folgenden Morgen endlich in die Berge aufzubrechen. Viel weniger konnte uns der Landregen anhaben, als wir auf dem Markt mit viel Geduld, nach langem Handeln und Zureden vier Reitpferde und ein Packpferd mieteten. Das Auspacken ging besser, als wir dachten. Wo das schlechte Riemenzeug nicht genügte, halfen unsere Steigeisengurten aus. Neben dem Packpferd mußten sich auch unsere Reitpferde das eine oder andere Gepäckstück gefallen lassen.

Endlich kam die kleine Karawane in Schwung. Tillmann saß um und auf das Gepäck gruppiert, wie auf einem schwankenden Wüstenschiff, Niesner saß mit seiner Zipfelmütze wie ein reitender Feldkaplan aus, Bauers alte Stute setzte langsam einen Fuß vor den andern, während er unaufhörlich mit seinen Trikunitnägeln ihre Flanken bearbeitete. Gleichzeitig mit uns zogen die Bewohner des Urwantes vom Markte heim gegen die Berge. Hier am Rande des Gebirges steigen waldbige Hügel unmittelbar aus der Steppe empor. Gegen Abend erreichten wir Bjeloretchinskaja, wo man uns in der Schule eine gute Unterkunft bereitete. Gemütlich saßen wir noch mit einigen Einheimischen beisammen. Unter ihnen war einer in Deutschland kriegsgefangen und konnte noch ganz gut einige deutsche Brocken. Zum Einschlafen spielte er uns noch auf seiner Ziehharmonika das schöne Lied „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ vor. Der nächste Tag sah uns schon früh auf den Pferden. Bald mußten wir sie aber führen, denn der Weg ging steil durch Wald und

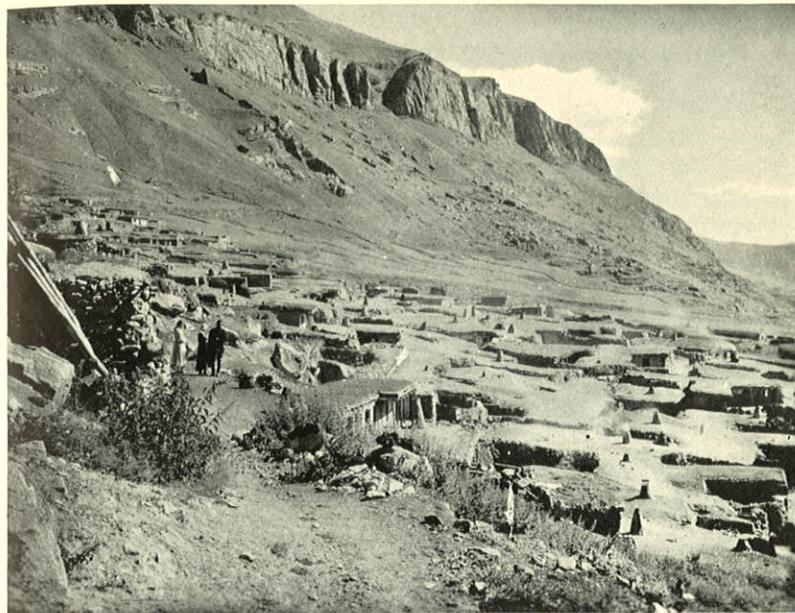
Wiesen auf eine Anhöhe rechts*) des Seitenbaches und dann jenseits hinab zum Naltschikbach. Baumwurzeln und Strünke, Hohlwege und Pfützen machten ihn ziemlich beschwerlich. Der Mangel an Nadelbäumen ist auffällig. Der Wald besteht aus Eichen, Linden, wilden Obstbäumen, Ahorn und dichten, baumhohen Haselnußsträuchern. Es war schon ein herrliches Unternehmen, durch eine Landschaft zu reiten, die einem auf Schritt und Tritt neue Eindrücke vermittelte. Als wir erst mit unseren Pferden nicht mehr an bestimmte Wege gebunden waren, sondern über freie, üppige Alpenwiesen ritten, da fühlten wir uns zum erstenmal so richtig als Herren der Lage. Das Wetter war an diesem Tage anständig, nur auf dem 1400 Meter hohen Lutschatpaß zwang uns ein Wolkenbruch zu einer längeren Rast. Um uns breitete sich eine herrliche Weidelandschaft aus mit üppigem Gräserbestand, der Reichtum der nordkaukasischen Täler, der allerdings noch seiner Ausbeute harret. Zu Fuß ging's dann, das Pferd am Halfterband, hinunter zum Eingang der Urwan Schlucht.***) Dort hat sich der wilde Gletscherfluß seinen Weg tief in den Wall der älteren Sedimente gegraben. Auf einem in die graubraunen Jurakalkwände eingesprenkten Pfad ritten wir hinein. So gegen Abend spürten wir unser Stützfleisch schon ganz erheblich. Das Tal wurde wieder weiter, nur spärliche Vegetation bedeckte die schroffen Felsabhängen rechts und links. Drüben auf der anderen Talseite steht eine Ruine aus festgefügtten Mauern; sie muß schon sehr alt sein und stammt wahrscheinlich noch von einem Volksstamm, der vor den Tartaren diese Täler besiedelte. Dasselbe gilt von einem alten Wachturm, der stark an die Türme der Swaneten im Süden erinnert. Unser alter Pferdeführer Mahel Chotschies, der seit Naltschik immer nebenher gelaufen war, gab uns zu verstehen, daß nun bald Bezingi kommen müßte. Wir sahen uns in der Dämmerung nach allen Seiten um, konnten aber weit und breit keine Siedlung entdecken. Nur Rauchgeruch verriet uns die Nähe menschlicher Behausungen. Ehe wir es überhaupt merkten, standen wir mitten im Ort. Einige hohe Tartaren-gestalten tauchten auf.

Beim schwachen Kerzenschein unserer Laternen packten wir unsere Pferde ab. Dann wurden wir ins Gemeindehaus geführt, wo wir uns den völlig leeren Raum bald mit unseren Schlafsäcken und Gepäckstücken wohnlich einrichteten. Die Leute schienen etwas zurückhaltend und mißtrauisch zu sein; erst am anderen Morgen, als wir uns bei Tageslicht sahen, wuchs das gegenseitige Zutrauen. In der Nacht, die wir in Bezingi***) verbrachten, war der Herr Kreischef von Naltschik in höchst

*) Alle Seitenbezeichnungen sind in orographischem Sinne zu verstehen, d. i. nicht von der Marschrichtung aus, sondern fluß- bzw. gletscherabwärts.

***) Der Fluß führt den Namen „Urwan“ oder „Bezingi Tscherek“.

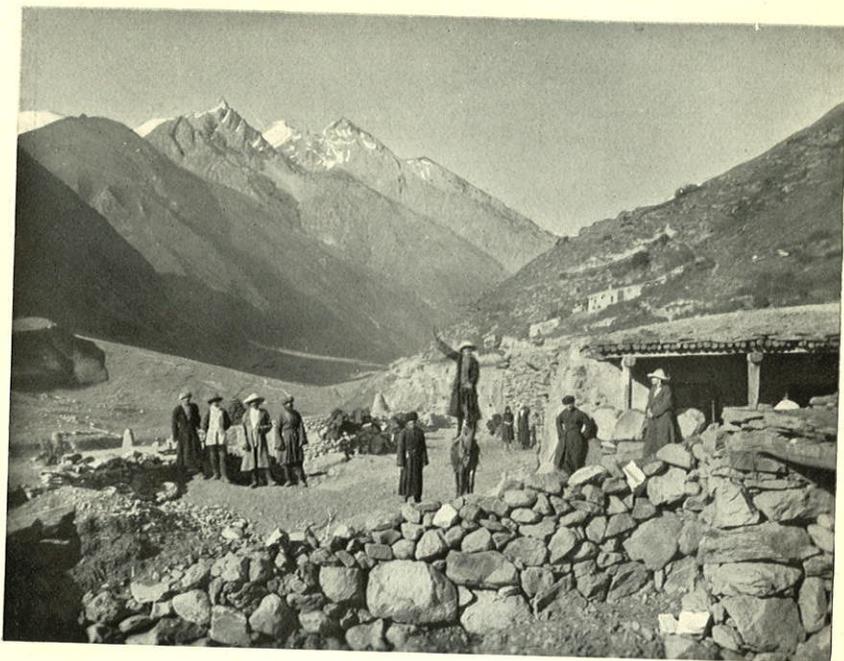
***) Die Gemeinde heißt „Bezingi“, wie am Gemeindehaus zu lesen steht. Die bei Merzbacher stehenden Bezeichnungen „Tubenel“ und „Chaki“ sind unvollständig, es müßte heißen „Tubenel-Bezingi“ (Unterbezingi) und „Chaki-Bezingi“ (Oberbezingi). Unser Führer erklärte mir, daß „tuben“ gleich „ruß“ (ruß. unten) und „chaki“ gleich „werd“ (ruß. oben) bedeute und daß das eine „Tubenel-Bezingi“ und das andere „Chaki-Bezingi“ heiße.



Unterbezingi Tubenelbezingi



Alte Grabmäler bei Tschegem



Aus Bezingi

eigener Person mit einem Milizsoldaten nach Bezingi geritten, einen Weg, zu dem wir fast zwei Tage brauchten, um zu sehen, ob wir auch gut angekommen wären, und um uns ein Empfehlungsschreiben an den letzten Milizposten des Tales mitzugeben. Aber man hätte uns auch ohne diesen wohlgemeinten Schutz kein Haar gekrümmt. Die Balkaren machten einen kriegerischen, durchaus zuverlässigen, ehrenwerten Eindruck. Sie standen herum, bewunderten und begafften unsere Pickel, unsere Steigeisen; besonderen Eindruck machten unsere Schuhe. Sehr beschäftigt schienen sie nicht zu sein. Mit Vorliebe saßen sie vor ihren Häusern und ließen sich die warme Sonne auf den Bauch scheinen. Der Herr Bürgermeister ging mit Bauer zum Einkaufen von Salz, ein rarer Artikel im Kaukasus, einer blieb beim Gepäck, während Niesner und ich mit unseren Leikakameras auf die Jagd gingen. So ein tartarisches Bergdorf ist ganz eigenartig angelegt. Im grauen Felsgeröll einer Glazialschutterraße liegt Bezingi, 1475 Meter hoch; stufenartig sind die Hütten in den Berghang hineingebaut. Tritt der Balkare aus seiner niederen Behausung, so steht er auf dem Dach des tiefer liegenden Nachbarn. Eine eigentliche Dorfstraße gibt es nicht; sie führt über die Dächer der Häuser hin. Als ahnungsloser Fremder kann man nachts durchs ganze Dorf laufen, ohne es zu merken. Ganz eigenartig sehen die bienenkorbähnlichen Rauchfänge aus, abgestufte Kegel aus Weibengeflecht mit Lehm verstrichen. Im Innern der Häuser findet man oft saubere Kammern, die mit ihrer Holzverkleidung und mit ihren einfachen Möbeln: Bettstellen, Tischen, Stühlen und Schränken, sehr an unsere einfachen Tiroler Bauernstuben erinnern und ein oder zwei richtige Fenster in der Vorderwand haben. Andere haben nur einen einzigen Raum mit einer Feuerstelle in der Mitte, der stockdunkel und mit Qualm erfüllt ist. Zur Einrichtung gehört dann noch ein Heulager mit einigen Filzdecken, die die Leute selbst machen, eine große Schieferplatte zum Brotbacken und eine Holzwanne zum Brotteigneten. So anspruchslos der Balkare des Bezingitales ist, so legt er doch großen Wert darauf, ein gutes Reitpferd zu besitzen; denn zu Fuß geht er nicht gern, er findet das unter seiner Würde. Einer von ihnen gab gern einige Reiterkunststücke zum besten, als Niesner ihn photographierte. Die Frauen hielten nicht, wie sonst die Mohammedanerinnen, ihr Gesicht verhüllt, sondern staunten überall hinter ihren Hausmauern hervor, wenn wir vorübergingen. Im allgemeinen wäre es besser gewesen, sie hätten einen möglichst dichten Schleier gehabt, denn sie altern sehr schnell, da sie fast die ganze Arbeit verrichten müssen. Neben der harten Arbeit in Haus und Stall verfertigen sie die Kleider, und fast alle Männer tragen ihren hübsch geschnittenen Tscherkessenrock aus selbstgewobenem Tuch.

Leider hatten wir nur einen halben Tag Zeit, uns das eigenartige Volksleben in Bezingi anzuschauen. Interessant wäre es gewesen, irgendein Volksfest mit zu erleben, aber wir waren ja schließlich nicht zum Festefeiern in den Kaukasus gereist. Die Neugierde, was für Berge hinter den kahlen, ernsten Tonschieferbergen liegen werden, ließ uns bald aufbrechen. Dem Herrn Bürgermeister noch ein Stück begleitet, zogen wir

weiter durch das grüne, baumlose Hochtal gegen die Zentralkette. Auf einmal wollte unser Mahel Chotschief nicht mehr weiter. Schon von Bezingi her war immer noch ein drittes Pferd mit einem kleinen Burschen bei der Karawane, obwohl zwei Pferde bestellt waren und auch vollkommen für das Gepäck ausreichten. Wir selbst gingen nun zu Fuß. Mahel Chotschief wollte uns unbedingt noch dieses dritte Pferd aufschwagen, um noch mehr zu verdienen. Er lud einfach das Gepäck ab, als wir auf seine Bitten nicht eingingen, und spielte den Beseidigten. Wir blieben eine Zeitlang sitzen, machten eine gemüthliche Rast und nahmen dann kurzerhand unser ganzes Gepäck auf den Buckel. Das hatte er sich allerdings nicht träumen lassen. Jetzt gab er sofort nach und war froh, als wir unser Gepäck wieder auf die beiden Pferde verladen. Wenn die früheren Reisenden oft so übervorteilt wurden und oft tagelang nicht weiterkamen, so war nur der Umstand daran schuld, daß sie auf die Einheimischen unbedingt angewiesen waren; wenn man sich aber jederzeit unabhängig machen kann, so wird man mit ihnen immer gut auskommen. Erst gegen Mittag zeigten sich in einem eng begrenzten Talabschnitt die zu riesiger Höhe aufgetürmten Eis- und Schneemassen des Bezingitalabschlusses. Die Nordabstürze des Katuintau lassen die Pracht und Großartigkeit dieses Gebietes nur ahnen. An der Stelle, wo der Mischirgibach sein schmutziges Wasser in den Urwan ergießt, ist das Tal kesselartig erweitert. Bis hierher reicht der Bezingigletscher.

Das tief eingesenkte, U-förmige Tal, das weiter nach Süden zieht, bildet das Sammelbecken für den längsten kaukasischen Gletscher, der mit seinen 18 Kilometer in den Alpen nur vom Aletschgletscher übertroffen wird. Nachdem wir den Mischirgibach mit seinen vielen Armen gequert hatten, zogen wir auf der orographisch rechten Seitenmoräne hoch über dem Bezingigletscher bergan. Wir hatten natürlich nur mehr Interesse für die eisbedeckte Riesenmauer vor uns, und doch war es nur ein kleiner Teil der unvergleichlichen, fast 12 Kilometer langen Eiswand, was wir da zwischen den weit vorspringenden Steilwänden der Talumrahmung herausleuchten sahen. Gegen Abend kamen wir mit einem Hammel, den wir unterwegs bei einem Hirten eingekauft hatten, auf der letzten Bergwiese an und hatten gerade noch Zeit, uns häuslich einzurichten.

III. Am Bezingigletscher

Paul Bauer.

Am 19. Juli erwachten wir im Herzen des Kaukasus. Strahlend im Glanze der südlichen Sonne standen die Riesen des Bezingigletschers um unser Zelt. Bei unserer Ankunft gestern abend war es uns im Dunkel der Nacht und vor lauter Arbeit noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß das, wonach wir seit Jahren getrachtet hatten, dem die Arbeit von vielen Monaten gegolten hatte, und das trotzdem noch vor vier Tagen in nebelhaft ungewisser Ferne gelegen hatte, uns nun auf einmal zugefallen war wie eine reife Frucht. Leicht benommen vor Freude und Genugthuung, und trunken von der Schönheit ringsum, begannen wir die Moränentäler

zu durchschreiten, vorbei an der Karaulka*) der Hirten, an einem alten Hirtenbiwakplatz und an einem verfallenen Gemäuer. Dann turnten wir über den hohen Abbruch der Moräne hinunter und betraten den Gletscher. Tillmann trennte sich von uns, er wollte geologische Studien treiben. Es war uns sehr recht, wenn er in der Nähe des Lagers blieb. Die Hirten hatten zwar einen sehr guten Eindruck gemacht und wir hatten ihnen großzügig die Bewachung unserer Sachen anvertraut, um an ihre guten Eigenschaften zu appellieren; außerdem hatten wir ihnen einen Befehl von dem Präsidenten des Kabardinisch-Balkarischen autonomen Gebietes überbracht, daß sie für uns sorgen sollten. Immerhin aber war es nicht unzweckmäßig, wenn so ganz unauffällig einmal jemand nachsah, ob auch alles in Ordnung war, während sie uns in den Bergen vermuteten; das wurde nun Tillmanns Aufgabe. Wir anderen, Beigel, Niesner und ich, gingen nach anfänglichem Schwanken über die Marschrichtung auf den Punkt zu, wo der Bach des Tschumurscheran**) in den Bezingigletscher mündet. Der jenseitige, mindestens 50 Meter hohe Moränenrand schien hier am besten zu überwinden. An einem Gletschertisch der Mittelmoräne versteckte ich im Vorbeigehen meinen Revolver. Den Hirten mußte er verborgen bleiben, um sie nicht zur Begehrlichkeit zu reizen. Im Lager war er stets überflüssig. Bei einem größeren Streit oder Überfall war es immer am besten, zunächst auf den Gletscher auszurücken, bis sich der Sturm gelegt hatte, und nach Erkundung der Lage wieder vorzugehen oder um Hilfe nach Bezingi bzw. Naltschik zu laufen. Alle derartigen Erwägungen erwiesen sich aber als ganz überflüssig; es dachte niemand daran, uns etwas zuleide zu tun.

Tschumurscherantau.

Der Gletscher war zwar sehr bucklig, doch durchaus gutartig, nur am Rande hatte er einige offene Spalten. Beim Aufstieg über den Moränenrand mußten wir einige Stufen in den hart zusammengebackenen Grus krazen. Oben angekommen, konnten wir der Versuchung nicht wider-

*) Karaulka ist der Name für eine Militärstation. Die jüngeren Hirten waren hier mit Gewehren ausgerüstet und hatten den Grenzwachdienst gegen Swanetien zu versehen. Kriegerische Tätigkeit sahen wir sie allerdings, abgesehen von einem Scheibenschießen auf nächste Distanz, nie entwickeln.

**) Der Name Tschumurscherantau wurde uns von den Einheimischen, unserem Mahel Chotschieff und von den Hirten des Tales genannt, und zwar von jedem unabhängig von dem andern. Sie nannten uns auch den Namen des Saluinantscherantau und andere Namen für die nördlicher stehenden Berge, die ich aber auf der Karte nicht angegeben finde. Der Name Saluinantscherantau findet sich in der älteren englischen Literatur. Tscharan nennen die Balkaren jeden Gletscher, ja, es scheint ihre Bezeichnung für Gletscher schlechthin zu sein. Tau heißt Berg. Es hießen also unsere Berge Tschumur- oder Saluinan-Gletscherberg. Warum man dem Saluinan den Zusatz tscheran gestrichen hat, weiß ich nicht. Ich hielt es für richtig, mich an die bei den Einheimischen gebräuchliche Form zu halten, bin aber einer Belehrung gerne zugänglich.

stehen, uns eine kleine Weile in dem wunderbar weichen Grasteppeich auszustrecken. So langsam würden wir den Gipfel schon kriegen. Vorderhand trat jedenfalls das Verlangen nach ihm weit zurück; es schlummerte zusammen mit Vorstellungen von der Sektion Hochland und dem AADM und den Münchener Bergsteigerkreisen überhaupt und dem, was sie von uns erwarteten, im Unterbewußtsein, und wir hüteten uns sehr, diese unangenehmen und im Augenblick ganz unerwünschten Dinge aufzuwecken. Wach und lebendig war nur die unbändige Freude an der überwältigenden Schönheit dieses Erdenwinkels. Ganz langsam und gemächlich stiegen wir so, jeder für sich mit Schauen und Photographieren beschäftigt, das Geschröf rechts des Baches hinauf. Das Glas, das uns Herr Hauptmann Fäustle geliehen hatte, brachte uns die Schkara und den Dnchtau und die anderen alle ganz nahe heran, so daß wir jede Spalte und jede Wand untersuchen konnten. Oberhalb der großen Steilstufe erreichten wir den Bach wieder und ließen uns zu einer größeren Rast nieder. Drei Tage Eisenbahnfahrt durch die heiße südrussische und nordkaukassische Tiefebene und zwei Reittage sind nicht ohne Einwirkung auf die bergsteigerische Leistungsfähigkeit, vor allem, wenn man dabei wenig geschlafen hat. Mit dem Näherkommen des Gipfels tauchten dann aber die alpinen Ideenverbindungen wieder aus dem Unterbewußtsein empor; wir ließen überflüssiges Gepäck zurück und begannen den Gipfelsturm. Über ein steiles Firnfeld und ein langes Firnband erreichten wir den Südostgrat. Auf seinem felsigen Rücken und neben ihm kamen wir, langsam zwar ob unseres ermüdeten, die Höhe nicht gewohnten Zustandes, aber doch unaufhaltsam zum Gipfel (4304 der Merzbacherkarte*). Es war schon spät am Nachmittag und doch konnten wir uns von ihm nicht so rasch trennen. Ich glaube kaum, daß es einen Berg geben kann, der einen besseren Einblick in den Aufbau des zentralen Kaukasus bietet als dieser Tschumutsherantau. Fast 900 Meter niedriger als der Dnchtau, der König des Bezingigebietes, ist er doch der höchste Punkt der Korgaschilikette. Die ganze Kette und der obere Teil ihres Nordwesthanges, die Kette, die vom Dnchtau nach Nordosten zieht, dahinter die östliche Umwallung des Mischirgigletschers, der Kamm vom Saluinan bis über den Tichtengen hinaus, jenseits die Berge um den Twiberpaß, über den Tälern des Tschegen-Flusses die Dschalikgruppe, der Bezingitalschluß und manches andere vom Elbrus und Uschba im Westen bis weit nach Osten liegt offen vor unseren Blicken da. Das erste Ziel unserer Expedition war erreicht; wir waren als erste auf der Korgaschilikette gestanden. Nach 17 Uhr verließen wir den Gipfel über den Nordgrat und wühlten uns durch die

*) Die Karte Merzbachers ist für jemand, der Blick fürs Gelände hat, genügend; sie wurde uns von Herrn Professor Dr. Distel verschafft. Abri- gens ist sie auch bei Dunker & Humboldt, Leipzig, zu beziehen. Die russische 2-Werst-Karte hat zwar einen zweckmäßigen Maßstab und ist klar in der Zeichnung, doch ist sie kaum zu bekommen. Wertvoll für den Anmarsch war uns auch die Karte von Dechy, die einen Überblick über den ganzen Kaukasus gibt. Wir bezogen sie vom Verlag Dietrich Reimer, Berlin.

Firnfelder hinunter.*) Als wir durch das Geschröf hinabrumpelten, war es völlig dunkel und reichlich spät, gegen 21 Uhr, kamen wir im Lager an und fanden alles in bester Ordnung.

Dnchtau.

Auf die Besteigung des Dnchtau hatten wir nur einen ganz leichten „dolus eventualis“ gehabt, als wir München verließen. Unser Ziel war die Erkundung unbekanntes Gebietes und wir hatten daher innerlich auf die Besteigung der höchsten und schönsten, aber leider schon erstiegenen Berge verzichtet. Beim Aufstieg auf den Tschumutsherantau war es uns aber zur Gewißheit geworden, daß wir diesen gewaltigen Berg anpacken müßten, der zu den schönsten gehört, die ich je gesehen habe, unnahbar von allen Seiten und mit einer einzigen Flanke schnurgerade gut 2800 Meter hoch aus dem Bezingigletscher aufsteigend. Immer und immer wieder hatten wir mit dem Glas hinübergeschaut und alle Möglichkeiten erörtert. Die Seite zum Mischirgigtau hin war noch ganz unbekannt; es war sicher eine verlockende Aufgabe, diesen allerhöchsten, verborgensten Winkel des Bezingigletschers zu erkunden. Aber das, was getan werden sollte, wurde bei uns nicht debattiert. Ohne Beratung und ohne einen anderen Gedankenaustausch als Blicke und gelegentlich kurze, nebensächlich hingeworfene Bemerkungen wuchsen die Entschlüsse aus uns heraus. So traf es sich dann, daß am nächsten Tage jeder Vorbereitungen für eine große Fahrt traf. Wiesner flickte die Löcher unserer Kleidung; ich schlug die verlorenen Nägel ein und schmiedete Steigeisen zurecht; Beigel schied den Hochtourproviand aus und Tillmann saß über Karten und Büchern. Ich gab nur dem allgemeinen Willen Ausdruck, als ich verkündete, daß wir um 1.30 Uhr früh zum Gletscher am Südfuße des Dnchtau aufbrechen wollten.

Unsere Hirten leisteten uns an diesen Tagen in einer sehr netten, zurückhaltenden Art Gesellschaft. Trotz des großen Interesses und auch Verständnisses, das sie für alle unsere Ausstattungsgegenstände hatten, rührten sie nichts an, ohne daß wir es ihnen in die Hand gaben. Wenn etwas scheinbar verloren war, so brachten sie es wieder herbei, und wenn es auch nur ein Nagel oder Bleistift war. Als wir einmal ein Messer suchten, erkundigten sie sich, was uns fehle, suchten ihr ganzes Lager ab und nahmen einen kleinen Jungen, der gerade da war, scharf ins Gebet. Wir hatten allerdings von Anfang an alles getan, um ihre Freundschaft zu erwerben, nicht etwa durch aufdringliche, übertriebene Geschenke, sondern durch eine Zurückhaltung, die aber unsere Achtung und unser Vertrauen

*) Bei uns war in der Zeit eine heillose Verwirrung eingetreten: Westeuropäische Zeit, Sommerzeit, osteuropäische Zeit, westasiatische Zeit; da soll sich der Teufel auskennen. Zwischendurch versuchten wir es auch mit astronomischer Zeit. Ich muß gestehen, das war ein Punkt, auf den ich nicht vorbereitet war. Wir wählten dann Moskauer Zeit, ob sie aber gestimmt hat, kann ich nicht sagen, es ist höchst fraglich. Alle unsere Zeitangaben sind daher, soweit sie einen Zeitpunkt angeben, sehr skeptisch anzusehen; zuverlässig sind sie nur bezüglich der daraus zu berechnenden Zeitdauer.

in ihre Anständigkeit erkennen ließ. Vor allem hatten wir zuerst sehr vorsichtig zu erkunden gewußt, womit wir ihre Gefühle verletzen würden, und hatten diesen Dingen dann Rechnung getragen. Wir machten keinen Lärm, störten ihr Vieh nicht, stellten uns mit ihren Hunden gut, halfen ihnen gelegentlich einmal, überließen ihnen das Schlachten der Hammel, damit es ihrem Ritus gemäß geschähe, und wählten sehr vorsichtig, was wir ihnen von unseren Lebensmitteln anbieten sollten, um sie nicht in unangenehme Lagen zu bringen. Wenn dazu noch die nötige Selbstverständlichkeit und Sicherheit des Auftretens kommt, so muß man mit diesen Leuten gut auskommen, vor allem, wenn man ihnen zunächst einmal zeigt, daß man sie eigentlich gar nicht braucht. So waren wir schon am zweiten Tage gute Freunde, und vor allem der alte Hirte, der Eigentümer des Koschs*), hatte uns ins Herz geschlossen. Er sah uns stundenlang zu; dabei war seine Hauptbeschäftigung, mit dem Kopf zu wackeln und „tsch, tsch, tsch“ zwischen den Zähnen herauszuzischen. Wenn er oberbayerisch gekonnt hätte, hätte er ein übers andere Mal gesagt: „Ja, gib's denn dö's a? Ja, wie sie's nur macha.“ So aber war die Unterhaltung recht dürftig, denn er konnte nur balkarisch und wir kaum russisch. „Otchen charascho“ (sehr gut) allerdings verstand er und dieses Lob spendeten wir ihm, so oft er uns ein Gefäß voll Airam**) zu trinken gab.

Als der nächste Tag, der 21. Juli, zu grauen begann, standen wir an dem großen Knie, in dem der Bezingigletscher rechtwinklig aus der Nordwest- in die Nordostrichtung umbiegt. Die Seile wurden dort bei den ersten Spalten entrollt, reichlich frühzeitig, wie uns schien, und doch fast zu spät, denn plötzlich rumpelte Tillmann in die Tiefe; wenn es ihm nicht gelungen wäre, seinen Pickel fest in den Firnrand zu stoßen und sich daran zu halten, hätte unsere Reise hier ein sehr trauriges Ende gefunden. Mehrere Stunden zogen wir nun über den aufgeweichten Gletscher — es hatte in der Nacht kaum gefroren — in respektvoller Entfernung am Fuße der mehr als 2000 Meter hohen Nordabstürze des Katuin und der Dschanga hin und bogen schließlich in den gegenüber dem Sporn der Dschanga von Nordosten einmündenden Gletscher, den wir „Südlischen Dschaugletscher“ nennen, ein. Auf seiner rechten Moräne fanden wir — eine höchst interessante Entdeckung — einen alten Bivakplatz, an dem noch eine Anzahl sehr alter englischer Konservendbüchsen, ganz in der Erde

*) Kosch heißt Alm.

**) Ein Milchprodukt nach Art des Kefir oder Joghurt. Die unentrahmte Milch wird in einen Kübel geschüttet, in dem sich ein Rückstand von Airam befindet, umgerührt, und der köstliche Airam ist in wenigen Minuten fertig. Wie er zum erstenmal erzeugt wird, konnten wir nicht ergründen, wir hätten sonst in unserer Begeisterung für dies edle Getränk in München eine Airam-Trinkstube aufgemacht. In jedem Kosch in Balkarien steht in einem schattigen Winkel ein Faß, das dieses stets kühle und sehr nahrhafte Getränk enthält. Milch ist fast unbekannt, sie wird immer sofort entweder in Airam oder in Käse umgewandelt. Wenn die Balkaren nach Paltshik reiten, nehmen sie in einem Ziegen Schlauch ihren Airam und einige Gersten- oder Maisbrote als Wegzehrung mit. Er hält sich angeblich bis zu 14 Tagen frisch. Bei den Swaneten haben wir keinen Airam gefunden.

versunken, lagen. Der Mischirgitau, der vielgezackte Grat von ihm zum Dschtau und die ganze Südflanke des Dschtau lagen offen vor uns da. Eine Felskante, die schnurgerade vom Westgipfel bis herab zu einem ebenen Schuttrücken zog, war zweifellos der idealste Anstieg, sie schien gangbar. Bei Einbruch der Dunkelheit waren wir bei Felsstrümmern angelangt, die dem Schuttrücken angelehnt lagen. Es war eine etwas wackelige Sache, aber zum Lagern auf jeden Fall besser als das Eis des Gletschers. Unser Lagerplatz war zwar durch fallende Steine nicht gefährdet, aber so recht froh sind wir dieses schwankenden Lagers nicht geworden, zumal meine Freunde in bezug auf die Sicherheit skeptischer waren als ich. Während wir die Felsblöcke zu einer halbwegs annehmbaren Liegestatt zusammen- und auseinanderwarfen, kochte Beigel, immer etwas in Sorge vor unseren Geschossen, eine prächtige Suppe.

Am nächsten Tag nun begann der eigentliche alpine Großkampf. Gut 1200 Meter schwere und schwerste Urgesteinskletterei erwarteten uns in mehr als 4000 Meter Höhe. Kurz nach 2 Uhr hatten wir das Lager verlassen; als die Sonne kam, standen wir am Ende des Rückens und am Fuße der Kante. Zunächst war sie noch breit und wandartig, ohne besondere Schwierigkeiten; dann wurde sie scharf und schwieriger; wir verließen sie daher an einer Stelle, die schon von unten als hierfür geeignet erkannt worden war, und versuchten es in der östlich gelegenen Eisrinne. Hier war jedoch das Vorwärtskommen noch schwieriger. Steinschlag schien zwar nicht zu befürchten, doch lag vielfach blankes Wassereis in der sehr steilen Rinne, so daß wir froh waren, als wir nach drei Seillängen wieder zu unserer Kante zurückkehren konnten. Vielfach senkrecht und haarscharf strebte sie nun in die Höhe, doch boten sich immer wieder Möglichkeiten des Weiterkommens. Ein Kamin, etwa von der Schwierigkeit des Christ-Fickkamins, zwang uns, die Rucksäcke aufzuseilen; große Plattenkanten erforderten peinliche Sorgfalt, vereiste Überhänge stellten große Anforderungen an die Kraft der Arme. Zuletzt turnten wir an scharfen Keitgraten entlang über den schwindelnden Abgründen des großen Culoirs, das von der Scharte zwischen den beiden Gipfeln herabkommt. Schließlich saßen wir an einem Turm ganz fest. Niesner versuchte es links, ich versuchte es rechts; von keiner Seite war hinaufzukommen. Mittlerweile war das Wetter schlecht geworden, es graupelte leicht, die Nacht stand bevor, es war schon 18 Uhr. Einem alten Grundsatz gemäß beschloß ich, lieber gleich zu bivakieren als später. Während der letzten Stunden hatte ich schon immer nach oben geschaut, ob nirgends eine geeignete Stelle zu finden sei, aber da sah es trostlos aus. So ließen wir den Turm stehen und bereiteten in seinem Schutz in einem Schneefleck neben einer großen Platte eine Lagerstätte. Aus dem Firn gruben wir ein Stück ab, schützten uns gegen den Abgrund mit Steinen und Firnbrocken, legten noch einige Steine zum Sitzen frei und schon war das Haus im Rohbau fertig, unglaublich kühn, in 5050 Meter Höhe, an einer ganz unmöglichen Stelle, über mehr als 1000 Meter hohen Abbrüchen klebend. Dann ging es an die Innenausstattung. Wir polsterten die Sitzplätze mit Pickel, Seil und allen überflüssigen weichen Sachen, belegten den Boden mit den Steigeisen,

nahmen nach Möglichkeit zwei und zwei einander gegenüber Platz, steckten je vier Füße in einen Rucksack, hängten die Seidendecken, von denen wir für zwei Mann immer eine dabei hatten, über unseren Rücken, und zogen endlich den Zbarskysack, den wir längs über die Grube an einer Repschnur aufgehängt hatten, über das ganze Ensemble und stopften ihn unten bei den Füßen und unter dem Sitz fest an. So saßen wir zwar eng, doch warm und mollig beisammen und machten uns keinen unnötigen Gedanken über das schlechte Wetter, das draußen heraufzog, und die offenbar höchst fraglichen Stellen, die vor uns lagen. Zunächst galt es, in Ruhe abzuwarten, zu essen und zu schlafen. Der Primuskocher saugte die ganze Nacht und bereitete Tee, Suppe, Kaffee und Kakao. Manchmal ging ihm die Luft aus, trotzdem wir ein Loch in die Decke geschnitten hatten, dann wurde vorsichtig gelüftet, bis wieder die richtige Mischung von warmem Mief und kaltem Ozon erzeugt war. Draußen war es sehr unfreundlich geworden, der Wind brauste über den Grat und führte ab und zu Schneekristalle mit sich.

Am Morgen des 23. Juli erhoben wir uns mit ziemlich ernsten Gesichtern von unseren Sitzen, um die Lage zu prüfen. Der Gipfel war im Nebel; der Sturm segte über den Grat; der nächste Teil der Gipfelwand sah dunkel und drohend hinter dem Nebel hervor; unter uns wogte ein sturmgepeitschtes Nebelmeer und brandete an unserer wilden Klippe empor. Nur in der Ferne stand hoch und hehr die reine, weiße, ebennmäßige Gestalt des Elbrus über dem alles deckenden Meer, von der Morgen Sonne wunderbar bestrahlt. Wir waren ganz allein mit ihm. Hier, auf dieser Klippe, konnte uns keine Macht der Welt helfen, außer uns selbst. Er war uns mehr als ein Anblick von überirdischer Schönheit. Er war uns eine Offenbarung, eine Verkörperung alles Höhen und Reinen, nach dem der Mensch überhaupt streben kann. Er war uns hier erschienen in der Stunde größter Verlassenheit, und thronte, uns zum Greifen nah, Hoffnung spendend, über den Tiefen. Voll Andacht sahen wir zu ihm hin, bis uns die Nebel überrannten. Wer das Symbol aller Ziele in so strahlender Reinheit gesehen hat, der kann getrost eine Zeitlang im Nebel sitzen. Wir hüllten uns in unseren Zbarskysack und warteten den ganzen Tag. Immer wieder zogen wir die Beschreibung der Reise Mummerys hervor und studierten sie; wir konnten nicht daraus klug werden, soweit sie den oberen Teil betraf. Offenbar hatten wir sie noch nicht gekreuzt. Ich neige jetzt zu der Ansicht, daß Mummery bei unserem Biwakplatz ungefähr oder etwas — aber nicht viel — tiefer vom Westen her, auf die von uns begangene Kante gekommen sein muß.

Am Nachmittag sahen wir zum erstenmal den Gipfel, auch hatte der Sturm nachgelassen. Um 4.15 Uhr brachen wir noch auf, um den Weg zum Gipfel für die am nächsten Tag geplante Überschreitung zu erkunden. Der Turm wurde westlich umgangen, nach einem scharfen Gratstück standen wir an der Gipfelwand. Ein senkrechter Abbruch zwang uns zu einer großen Umgehung durch eine kleingriffige, eisdurchsetzte Plattenwand. Es war schon da ausgeschlossen, daß wir alle vier durchkommen würden; ich rief daher Beigel und Tillmann zu, umzukehren. Niesner und ich kamen

bald wieder auf den Grat und turnten daran in Eile in die Höhe. Eine fragliche Stelle nach der anderen wurde überwunden. Schließlich lag der Gipfel vor uns. Nur mehr eine glatte Platte von weniger als 30 Meter Höhe trennte uns von ihm, ein Kamin durchzog sie schräg von links unten nach rechts oben, der leicht zu bewältigen schien. Der Ostgipfel war fast gleich hoch mit uns, und die Scharte zwischen beiden Gipfeln lag tief unter uns. Die Spannung, die uns bis hierher getrieben hatte, war gelöst. Wir sahen zurück. Schwarzes Gewölk rückte mit Windeseile vom Mischgigitau heran. Es blühte und donnerte schon in den Wänden des Ostgipfels, die Vorboten des Wetters pfliffen schon über unseren Grat. Die Dunkelheit nahm mit erschreckender Geschwindigkeit zu. Da gab es keine andere Wahl für uns. In fliegender Hast kletterten wir zurück, beim Schein der Blitze seilten wir uns über die senkrechten Stellen in die Nacht hinaus. Das kleine Schartel am Fuße der Gipfelwand erreichten wir gerade, als der Kern des Gewitters über den Grat zog, und suchten eilig etwas unterhalb Schutz. Das Licht unserer Kameraden leuchtete von einer ganz unglaublichen Stelle her. Es war ein Triumph über Wetter und Berg zugleich. Bei tobendem Schneesturm kamen wir dann um 20 Uhr beim Biwakplatz an.

Diese Nacht wurde schlechter als die vorige. Der Schnee war uns beim Rückzug in die Kleidung eingedrungen, der Schnee füllte auch unsere Grube mehr und mehr, so daß wir zuletzt fast ohne Bewegungsmöglichkeit in unmöglichsten Stellungen zusammengepfercht kauerten. Das Kochen schien zunächst unmöglich, aber es ging dann doch, wir hatten ja Zeit und konnten ruhig eine halbe Stunde darauf verwenden, um z. B. die Zündholzschachtel, die in den unentwirrbaren Salat von unverrückbar festgenagelten Beinen hineingefallen war, unter Zuhilfenahme der raffiniertesten technischen Kunststücke wieder hervorzuzaubern, ohne den Tee umzuschütten, der während dieser Zeit auf einem Oberschenkel balancierte. Schuld an dieser Enge war zum Teil auch der Umstand, daß wir zu viert in einem Zbarskysack saßen, der nur für zwei berechnet war. Aber — je enger, desto wärmer — und Wärme konnten wir mit unseren durchnähten Kleidern brauchen. Als der Tee dann dampfte, war es trotzdem ganz gemütlich.

An jener unerschütterlichen Ruhe, die den Trommelfeuern der Westfront standgehalten hatte, prallten die wilden Drohungen wirkungslos ab, die der Schneesturm uns entgegenbrüllte. Wie so oft in den Unterständen Nordfrankreichs, saßen wir auch hier ruhig, bereit, zu handeln, wenn es Zeit sei. Ob an dem Herzen meiner Freunde die Angst und der Zweifel nagten, weiß ich nicht; ich glaube es nicht. Wenn es trotzdem der Fall gewesen sein sollte, so besaßen sie Größe genug, das Gegenteil vorzutäuschen, wofür ich ihnen ehrlich dankbar bin.

Steif und klapprig standen wir am nächsten Morgen, dem 24., einer trostlosen Lage gegenüber. Es hatte die ganze Nacht geschneit. Nun lagen 30 bis 40 Zentimeter Neuschnee allenthalben, jeder Griff und jeder Schritt lag unter dem ekelhaften nassen Zeug begraben. Die Überschreitung des Gipfels war jetzt wegen Lawinengefahr am Nordgrat unmöglich, aber

auch der Auf- und Abstieg auf dieser Seite war fast unmöglich und hätte uns zum mindesten noch eine Nacht an die gleiche Stelle gezwungen. Bei dem allmählich besorgniserregenden Gesundheitszustand einiger Freunde*) und bei dem Mangel an Lebensmitteln konnte nichts mehr gewagt werden. Wir mußten auf unsere Rettung bedacht sein. Der Rückzug war ein ungewöhnlich ernstes Unternehmen. Von früh 6 Uhr bis zum Einbruch der Nacht arbeiteten wir uns über die mehr als 1000 Meter hohe, sehr schwere, tief verschneite Kante hinab. Wir hielten uns immer an der Kante und vermieden das Eiskuloir. Bald waren wir wieder im Nebel und Schneetreiben. Die Jagd nach einem abgestürzten Rucksack brachte uns im letzten Viertel neue Anregung und zwang uns, von der Aufstiegsroute etwas nach Westen abzuweichen. Wir fanden ihn und seinen ganzen Inhalt wohlbehalten bis auf den schönen 9×12-Apparat Niesners, der dabei sein Leben ein für allemal gelassen hatte, unten auf dem Gletscher wieder. Der Dychtau hat es gut mit uns gemeint, daß er nur ihn als Opfer behalten hat. Bei Nacht bahnten wir uns den Weg zuerst bei dickstem Nebel, dann bei strömendem Regen hinunter auf den südlichen Dychtaugletscher, durch seine Brüche und über den endlosen Bezingigletscher zu unserem Lager zurück. Ein weiteres Biwak dort oben wäre höchst unerwünscht gewesen. Wir wollten uns still an der Karaulka vorbeischieben zu unserem Zelt. Aber die Hirten hörten uns kommen; sie stürzten heraus und begrüßten uns, wie wenn wir von den Toten auferstanden wären. Sie betasteten uns, ob es nicht vielleicht doch bloß unsere Geister seien und bewirteten uns in ihrer Freude mit dem Besten, das sie hatten. Der alte Hirte, der Eigentümer dieser Almen, schüttelte unaufhörlich mit dem Kopf, betrachtete und befühlte einen um den andern. Er konnte sich vor Staunen darüber nicht fassen, daß wir bei diesem Wetter wieder zurückgekehrt waren.

Katuin, Adijs, Gektola, Sjalwer.

Diesen und den nächsten Tag blieben wir im Lager. Von früh bis spät waren wir alle in unserer Häuslichkeit tätig und erholten uns bei dieser leichten, gemächlichen Arbeit von den Strapazen des Dychtau. Während die einen Holz aus dem etwa eine Stunde entfernten Wäldchen holten**), hebelten die anderen mit Eisz und Schläue einen mehr als Zentner schweren Stein aus dem Boden, der böswillig den ganzen Zeltplatz verunstaltete. Dann wurde gekocht und geflickt, getrocknet und gewaschen, Rhododendron-

*) Wir hatten von der Höhe nicht die geringsten Beschwerden gefühlt und manche sehr schwere Kletterstelle mit der gleichen Leichtigkeit überwunden, wie wenn es im Kaiser wäre, doch hatten offenbar die schlechte Luft während der Nacht, und vor allem die Dämpfe des Benzinkochers, leichte Vergiftungserscheinungen herbeigeführt.

**) Nach dem Lutschatpaß verschwindet der Wald. In der Schlucht des Urwan findet man noch niederes Gebüsch. Sowie das Tal weiter wird, hört jeder Baumwuchs auf. Die einzigen beiden Wäldchen, die wir im ganzen 30 Kilometer langen Talbecken von Bezingi sahen, stehen an der Einmündung des Mischirgitales. Nördlich des Baches ist ein kleiner Kiefernbestand, der im Fortschreiten zu sein scheint, wie aus den jungen Bäumen an seinen Rändern zu schließen ist, und südlich hoch am Berghang steht ein Bestand alter Birken.

gebüsch für Feuer und als Lager herbeigeschleppt und nicht zuletzt der Rest unseres ersten Hammels wieder aus der Gletscherspalte hervorgeholt, in die wir ihn auf dem Weg zum Dychtau versenkt hatten. Es war dies gar nicht ganz einfach. Damals, als wir ihn versenkten, war es Nacht gewesen, und jetzt herrschte dichter Nebel. Die Geländemarke, ein auffallender Gletschertisch, war in der Zwischenzeit verschwunden. Erst der zweiten Suchexpedition, die mit Seil und Pickel ausgezogen war, um zunächst einmal Beigel wiederzufinden, der auf der Suche nach dem Hammel schon seit einer Stunde abgängig war, gelang es, außer Beigel auch den Hammel zu finden. Das Wetter war wechselnd. Stunden herrlichster Sonnenscheins auf der Moränenwiese nahmen oft ein plötzliches Ende in einfallenden Nebeln und Regenschauern.

Tags darauf waren wir wieder so weit herausgefüttert, daß die Blicke verlangend die Eiswände um unser Lager herum musterten. Neue Taten wurden geboren. Wir rüsteten wieder und marschierten am frühen Morgen des 27. Juli den Bezingigletscher hinauf. Das Ziel stand fest: Wir wollten auf der riesigen Mauer stehen, die das Tal abschloß, und von ihr hinunter schauen nach Swanetien. Einzelheiten waren noch in der Schwärze und blieben dem Augenblick überlassen. Am Knie des Bezingigletschers angekommen, packten wir die einzigartige Eisrippe an, die in der Mittellinie des langen Bezingitales stehend, auf einem felsigen Sockel aufgebaut, feingeschwungen aus dem Becken des Bezingigletschers (2800 Meter) bis auf das Plateau (etwa 4600 Meter) unter dem Katuintau hinaufführt. Betonnte, reichbewachsene, offenbar auch den Turen*), d. i. den Steinböcken nicht unbekannt Felsenbänder ließen uns rasch an dem steilen Sockel in die Höhe kommen. Hier, im Bezingigebiet, ist eine Tour landschaftlich großartiger als die andere. Was der Nordrippe des Katuin den einzigartigen Reiz gibt, ist ihre Lage im Brennpunkt des ganzen Gebirgssystems. Das Auge wandert hin und her zwischen dem weiten Bezingital, das hier beginnend offen bis in die Ebene hinaus daliegt, und dem von übermächtigen Eisriesen umrahmten Gletscherbecken. Wie bei einer Dorapentour, schaut man überlegen und doch angeheimelt hinab auf das Land der Menschen, zugleich aber steht man im Herzen eines der wildesten Eisgebiete der Welt und fühlt die Übermacht der Natur, gegen die aller Mut, alle Eisz und Entschlossenheit nichts vermögen, wenn die Berge einem nicht auch manchmal in entscheidenden Momenten wohlgesinnt sind. Bald kamen wir in tiefen Schnee und das Vordringen wurde mühsamer. Als der Tag seinem Ende zuging, fiel uns das Spuren in dem knietiefen Schnee schon recht schwer.

*) Auf unserer ganzen Reise haben wir nur einen einzigen Tur gesehen, und das war ein junges Tier, das man in Naltschik in einem Gehege hielt. Auch Spuren bekamen wir nur zweimal zu Gesicht, einmal an der Skala Bodorku und einmal am Kel Basch. Hier, auf den Felsen, fanden wir frische Lojung, die von so einem Tier stammen mußte, sie ähnelte „Gemseletern“. Der Tur scheint nicht sehr häufig zu sein. Auch das Geweih, das uns unser Hirte vom Kosch am See zeigte, schien schon sehr alt.

Gern hätten wir uns noch bis zu einigen Steinen unter dem Plateau hinaufgearbeitet, aber Spalten machten den Weg unübersichtlich, so daß wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit in dem Gletscherbruch hoch über dem Bezingital ein Nachtlager bereiten mußten. Mir war so etwas nichts Neues; ich hatte schon einmal in 4400 Meter Höhe auf dem Péteretgrat am Fuß der Gipfelwand genächtigt und war dabei auf eine ganz neue Art des Eisbiwaks gekommen. Meine Begleiter kannten dieses System nur aus meinen Erzählungen und schauten zunächst wie die „Schwaiberln“, als ich anfing zu graben und ihnen erklärte, wie das werden sollte. Bald hatten sie begriffen, und in gemeinsamer Arbeit hatten wir rasch eine ebene Stelle aus dem immerhin 40° geneigten Hang herausgegraben. Nun kam das schwierigste Stück. Meine Freunde sahen höchst interessiert zu, wie ich im hintersten Winkel der herausgegrabenen Plattform mich wie ein Maulwurf mit Pickel, Händen und Kochgeschirr in den Firn hineinzugraben begann. Vor ihren staunenden Augen entstand ein Gang, groß genug — etwa 60 Zentimeter Durchmesser —, um auf dem Bauch liegend darin graben zu können. Sie packten fest zu, um den Firn und die Eisbrocken wegzuschaffen. Nach einem halben Meter wurde nach oben und nach beiden Seiten gegraben, bald konnten wir zu zweit mit Ablösung arbeiten, und nach kaum einer Stunde war eine ganz geräumige, „domartig“ gewölbte, manns hohe Höhle entstanden, von der ein kurzer, enger Gang hinaus auf die Plattform führte. Die Innenausstattung war auch bereits da, zwei Bänke waren auf jeder Seite stehen geblieben, im Hintergrund war eine Nische, in der man überflüssige Gegenstände unterbringen konnte. Wir nahmen Abschied von der einsamen Neumondnacht, ihren wilden Silhouetten und dem tiefen Bezingital und zogen uns in unser neues Haus zurück. Als der Eingang mit der Windjacke verschlossen war, als das Licht brannte und der Primuskocher fauchte, hingen wir uns die Decken über die Schultern und fühlten uns warm und gemütlich. Später zogen wir den Zbarskysack über uns vier und ruhten aneinandergelehnt recht gut aus. Es kann sich zwar niemand recht erinnern, geschlafen zu haben, aber einwandfrei war festgestellt worden, daß man stundenlang Schnarchlaute vernommen hatte.

Kurz nach Sonnenaufgang gingen wir weiter. Die Ersteigung einiger Eisbrüche machte mehr Arbeit, als wir gedacht hatten. Das Wetter war ganz klar, doch sehr kalt, so kalt, daß wir mehr als eine Stunde an einem windgeschützten Fleck haltmachen mußten, um die Füße von Niesner und Beigel, die gerade am Erfrieren waren, zu retten. Oben auf dem Plateau packte uns der kalte Südwestwind mit voller Kraft. Auch sonst wurden wir unseres Lebens da oben nicht froh. Der Weg hinauf an den Fuß der letzten Wand wurde stumm und mit zäher Verbissenheit zurückgelegt. Der Schnee ging bis in die Mitte der Oberschenkel. Der Übergang über den Bergschrund und der Anstieg über die sehr steile Eiswand war uns danach eine Erholung. Dann standen wir am Gipfel und sahen hinüber zur Dschanga. Schön war der Grat, der da hinüberführt, noch niemand hatte ihn betreten; doch uns hatte der Anstieg bis hierher zu viel Zeit gekostet, und die Schneeverhältnisse waren denkbar ungünstig, das konnten wir



Auf dem Katuin-Tau — Blick nach Osten (Dschanga)

heute nicht mehr schaffen. Wir wählten daher ein anderes Ziel und gingen auf den Felsgipfel los, der im Südwesten des Katuin steht*). Wir erreichten ihn, sahen von ihm zum erstenmal hinab über die steilen Südfanken der ungeheuren Bezingletsmauer auf grüne Matten und auf Wälder, die unwahrscheinlich nah vor uns lagen. Wir überschritten ihn und kehrten dann zu dem Plateau vor dem Katuin zurück. Der Wind hatte sich gelegt, der Schnee wurde besser, wo die Hänge sich nach Süden neigten. So war alle Mühe und Plage der letzten Stunden vergessen, als wir nach Südwesten schlenderten, geradewegs auf die einzigschöne Gestalt des Tetonul zu. So sehr er uns lockte, wir mußten auf ihn verzichten. Er hätte uns zu weit nach Süden geführt. Wenn wir freilich gewußt hätten, daß uns für diese Nacht doch ein Biwak im Eis beschieden war, so hätten wir dem Tetonul auch noch einen Besuch machen können. Vorderhand aber planten wir noch anderes. Wir rissen uns los von dem Blick in die silbrigen Täler im Süden und gingen rasch den Gipfel der Gestola an, um bis zum Einbruch der Dunkelheit alle fraglichen Stellen hinter uns zu bringen. Der Grat zog sich ungeheuer in die Länge. Am Gipfel hüllte uns Nebel ein. Man fühlte es, die Sonne war untergegangen. Wir hasteten den jenseitigen Hang hinunter. Von einem Vorgipfel konnte man noch einen Moment auf den Gletscher hinuntersehen. Er schien an einer Stelle gangbar. Als wir in dem nächsten Schartel standen, war es fast Nacht. Vor uns türmte sich ein höherer Gipfel auf, hier führte nach der Merzbacherkarte ein Weg hinüber zum Zannerpaß. Wir stürzten uns besinnungslos auf den Gletscher im Norden, sprangen über Spalten und Bergschründe, bis es ganz dunkel war. Dann wurde der Gletscher steiler, wir wurden vorsichtiger. Schließlich standen wir über dem Nichts. Wo wir es versuchten, rechts und links, überall gähnende Leere unter uns. Es hatte keinen Zweck, sich da aufs Geratewohl hinabzuseilen. Es blieb uns keine andere Wahl; das Beste, was wir tun konnten, war, an Ort und Stelle ein Biwak zu beziehen. Bei den letzten Versuchen, noch durchzukommen, hatten wir uns sehr verausgabt. Es war ein großer Fehler von mir, daß ich mich hier durch die allgemeine Müdigkeit verführen ließ, an dieser Stelle eine neue Art des Biwaks zu erproben, die mit weniger Mühe verbunden war. Ich hatte anscheinend im Hasten nach dem Tal den Punkt überschritten, wo man noch fähig ist, das Biwak als etwas Freigewolltes mit Schwung in Angriff zu nehmen. So hoben wir uns mit Mühe eine offene Grube von 1 Meter Tiefe aus und setzten uns hinein,

*) Die Benennung ist hier unklar. Der Altmeister Sir Douglas W. Freshfield ist der Ansicht, daß der Adischtan der Punkt 4968 der Merzbacherkarte ist. Aus einer Skizze, die mir Herr Freshfield liebenswürdigst übersandt hat, geht einwandfrei hervor, daß der Adisch mit diesem Punkt der Karte und mit dem von uns überschrittenen Felsgipfel identisch ist. Dieser Gipfel ist auch vom Bezingletscher als felsige Erhebung des Bergstockes zu sehen. Man hält ihn von dort aus für ein felsiges Anhängel des Katuintau und weiß nicht recht, ist die Schneekuppe über den Nordabstürzen oder der weiter zurückliegende felsige Teil der Gipfel des Katuin. Ich bin der Ansicht, daß man als Katuintau nur die Schneekuppe bezeichnen kann, während der aus der Wasserscheide nach Süden hinausgerückte Gipfel der Adischtan ist.

die Füße im Rucksack, die Decken über dem Rücken, aber nur je zwei und zwei in einem Zbarskysack. Es war die ungemütlichste Nacht der ganzen Reise. Wir kochten zwar auch an diesem Abend noch etwas; doch konnte uns die heiße Suppe auch nicht aufmuntern; wir froren zu sehr, selbst die Sonne am nächsten Morgen und der dampfende Kaffee weckten unsere Lebensgeister nicht. Unendlich mühselig, mit Rasten nach jedem hundertsten Schritt, geschlagen wie Napoleons Heer aus Rußland, zogen wir uns aus dem Gletscher zurück hinauf zur Scharte und standen hier voll Grauen vor der zu erwartenden Anstrengung vor dem Berg, den wir gestern abend vermeiden wollten. Als wir aber den Fels in die Hand nahmen, wurde es fast plötzlich anders. Der neue Gipfel begann uns zu interessieren, die Lebensgeister erwachten. In einer recht guten Zeit brachten wir die 150 Meter Höhe hinter uns und hielten oben die schönste Gipfelrast der ganzen sechswöchigen Kaukasusbergfahrt. Offen bis weit hinein, grün wie ein Garten, romantisch und bizarr wie aus dem frühesten Mittelalter mit seinen zahllosen Burgen, duftend nach grünen, tiefen, schattenspendenden, lebensfrischen Wäldern, lag Swaneten unmittelbar zu unseren Füßen. Gewiß, es umschwebten uns Vorstellungen, denen von Raubrittern nicht unähnlich, von der Ungastlichkeit, Diebischkeit und Rauflust der Swaneten. Ihre offene Rauflust schien zwar von einem ehrenwerten Charakter zu zeugen. Doch ihr Ruf war — das ist unbestreitbar — sehr schlecht. Er dämpfte unsere Begeisterung für das einzig schöne Land. Andererseits zogen uns die Wälder an. Wer durch die russische Steppe gereist ist, wer viele Tage in waldeeren Tälern zubrachte, der fühlt, wie sehr wir Deutsche mit dem Wald verwachsen sind. Wir sehnten uns da hinab. Wir hätten wieder einmal gern im geheimnisvollen Dunkel eines Waldes gelegen und durch ein sonnenglühendes Blätterdach hinaufgeblinzelt in einen klarblauen Himmel. Lange, lange lagen wir dort oben auf einem unbenannten und unkotierten Gipfel, der nach dem Aneroid um 30 Meter niedriger ist als der Ljalwer. Ganz weit im Süden stand der Ararat. Dann gingen wir über den Gipfel des Ljalwer hinab zum Zannerpaß und Kel Basch und schlenderten über schiefrige Schutthänge hinab auf die Moräne des Bezingigletschers. Das Grün der Moränenwiesen dünkte uns etwas ganz Köstliches nach all dem Eis und Fels. Wir verweilten lange in einem Blumengarten am Fuße des Kel Basch, der mir den bestausgestatteten Botanischen Garten an Reichhaltigkeit der verschiedenartigsten fremden Gewächse zu übertreffen schien. Noch eine Überraschung ganz besonderer Art erwartete uns in diesem Morärentälchen. Wir fanden ganz unvermittelt einen See und ein Kosch dabei. Der Hirte brachte uns, die wir schon seit gestern abend nichts mehr zu essen hatten, Aïram; er brachte uns einen in der Glut gerösteten Hammelkopf; ja, er brachte uns sogar sein letztes Brot und Käse; dann brachte er einen jungen Ziegenbock herbei und wollte ihn uns schenken. Allmählich hatten wir auch die Ursache seiner ungewöhnlichen Gastfreundschaft herausgebracht. Er und sein Kamerad, die uns ja schon als Gäste unserer Karaulka bekannt waren, hatten unseren Aufstieg auf den Katuin vor zwei Tagen mit dem Glas verfolgt und waren voll Bewunderung und Ehrfurcht für unsere

Leistungen. Wir dankten ihm herzlich, und unsere Freude über seine Geschenke, sowie der Appetit, mit dem wir seine Sachen verzehrten, schienen ihm ein besserer Dank zu sein als das Messer, das wir ihm schenkten. Die Ziege schien uns doch ein zu großes Geschenk, als daß wir sie hätten annehmen können. Wir kauften ihm lieber einen Hammel ab, der uns auch wegen seines Fettschwanzes*) willkommener war als eine Ziege.

Schkara.

Bei unserer Rückkehr ins Lager trafen wir russische Bergsteiger an, mit denen wir uns in Moskau zu einem Treffen hier am Bezingigletscher verabredet hatten. Einer von ihnen, Herr Semenowsky, der Vorstand der hochtouristischen Abteilung des Russischen Touristenklubs, sollte hinfort unser Begleiter auf allen unseren Wegen sein. Mit ihm brachen wir, nun also zu fünft, am 31. Juli um Mittag auf, um ein Hochbiwak in der Nähe des Dschannauschpases zu beziehen. Am Knie des Bezingigletschers überfiel uns jedoch Regenwetter, das nicht nach Besserung aussah. Nach kurzem Warten kehrten wir um und begaben uns zum Kosch auf der linken Moräne am See. Diesmal lernten wir es auch von innen näher kennen. Es war die eigenartigste Alm, die wir je gesehen hatten. Unter einem riesigen Urgesteinsblock hatten sich die Hirten einen ganz gemüthlichen Unterschlupf eingerichtet. Patschnaß kamen wir dort an. Zu unserem Erstaunen war der kleine Raum dicht besetzt. Außer unserem Freund war noch ein ganz alter Hirte, ein hübscher, frischer Knabe von höchstens acht Jahren, der in der Tscherkeska sehr gelungen aussah, und zwei andere Hirten da, die offenbar aus dem Tal heraufgekommen waren. Trotzdem mußten wir eintreten. In kurzer Zeit war Platz geschaffen und wir saßen im Kreis gemüthlich um das Feuer, auf das der Hirte sein bestes Birkenholz legte, das er mehr als zwei Stunden weit holen mußte. Dann legte er getrockneten Kuhmist nach und stellte, als dieser ordentlich glimmte, flache Laiber aus Gerstenmehlsteig, die er gerade geknetet hatte, neben die Glut an die das Feuerloch einfassenden Steine. Wir sahen höchst interessiert zu, wie er auf einfache und doch höchst saubere Weise, so unwahrscheinlich letzteres auch für den, der es nicht selbst gesehen hat, klingen mag, ein sehr schmackhaftes, kräftiges Brot bereitete. Mit Käse und Aïram zusammen bot er uns dann die fertigen Brote an. Es war ein prächtiges Essen. Er nötigte uns immer wieder und wir langten dann halt zu, bis wir satt waren. Als dieser Punkt erreicht war, begannen auch die Hirten und ihre einheimischen Gäste zu essen; doch es war nicht mehr viel übrig, und wir merkten mit Schrecken, daß wir ihnen ihr ganzes Abendessen aufgeessen hatten. Wir gaben ihnen dann etwas von unseren Sachen zu kosten. Der Militärzwieback fand Anklang; andere

*) In bezug auf Fett waren wir vollkommen auf die Fettschwänze der Hammel angewiesen. Wir haben nie bereut, daß wir uns darauf so vollkommen verlassen hatten. Zum Braten von Fleisch, Nudeln, Makkaroni, zum Rösten von Brotkröseln für die Suppe, aber auch zum Backen von Pfannkuchen ist dieses Fett sehr gut verwendbar. Es schmeckt so rein, daß man es getrost rösten und so essen kann wie bei uns den besten Schweinespeck.

kompliziertere Dinge, wie z. B. Schokolade, schmeckten selbst dem kleinen Jungen nicht besonders. Die Leute haben einen sehr einfachen, unverfälschten Geschmack. Mit der Mundharmonika machte ihnen dann Tillmann ein kleines Konzert, das besonders den Jungen diebisch freute; die älteren hingegen fanden an der herumgehenden Friedenspfeife mehr Geschmack. Dann wies uns der Hirte die Lager an, gab uns von seinen Decken, soviel er entbehren konnte. Die inmitten des Raumes in den Boden eingelassene Feuerstelle wurde mit einem genau darauf passenden Stein verschlossen, an dem man sich die Füße teils wärmen, teils verbrennen konnte, und bald darauf rasselte alles dumpf und zusammengekrümmt in dem engen Raum. Als wir kurz nach Mitternacht, bei ganz unerwartet schönem Wetter, aufbrachen, sahen wir, daß wir unsere Gastgeber nicht nur um ihr Abendessen, sondern auch um ihr Nachtlager gebracht hatten. Der Hirte und einer seiner einheimischen Gäste hatten sich nämlich draußen vor der Höhle unter ihrer Burka verkrochen. Sie begrüßten uns aber gleichwohl freundlich und gut gelaunt, als wir weiterzogen.

Ein vielstündiger Marsch brachte uns am 1. August zum Dnychnauschpaß. Am Nachmittag begannen wir von dort den überaus steil ansteigenden Nordgrat der Schkara in Angriff zu nehmen. Das Eis wurde immer steiler, schließlich zwangen uns senkrechte und überhängende Eistürme zu einer ausgefetzten Querung unter ihnen nach links hinaus, 1000 Meter und mehr über dem Dnychnotiusjügletscher. Die Felsen, an die wir uns während der Querung mit den Augen wie an einen rettenden Anker geklammert hatten, erwiesen sich beim Näherkommen als eine fast unmögliche, steile, vereiste Felsrippe. Wir kamen auch über sie hinüber; aber jenseits in einer Felsrinne überfiel uns eine Steinlawine. Der Mann, der sie gelöst hatte, konnte mit Ausbietung aller Kraft die beiden größten Platten noch festhalten; aber eine Masse Steine bis zu mehr als Kopfgröße prasselte auf die tiefer Kletternden hinab. Ich stand mitten im Hagel. In letzter Sekunde, als die Steine nur mehr wenige Meter von mir entfernt waren, sah ich die Gefahr erst. Wohl hatte ich einen Arm zur Abwehr frei, aber es half nicht mehr sehr viel. Die Steine staueten mich bis in die tiefste Kniebeuge zusammen. Gott sei Dank ließ die eine Hand den Griff nicht los. Langsam, dumpf vor Schmerz, zog ich mich daran in die Höhe. Wie schon so manchemal stellte ich auch hier zunächst fest, daß der Kopf noch ganz war. Da kamen wieder warnende Rufe von oben. Ich machte einige rasche Schritte nach links bis an das Eis, das den linken Teil der Rinne füllte. Mein Stand war sehr schlecht. Dann kam von oben der Ruf, so gehe es nicht, Niesner könne die großen Platten nicht mehr halten, ich müsse ihm helfen, sonst würden sie mich erschlagen. In fieberhafter Eile kletterte ich hoch. Zwar sah ich kaum mehr etwas, da mir das vom Kopfe rinnende Blut die Augenhöhlen fortwährend füllte, aber ich erreichte ihn. Er hielt die Platten so lange mit den Füßen, nur an den Händen hängend; ich löste die Steine, dann verband er mich. Als einzige Hoffnung bäumte sich über uns nach einer unheimlichen Felsrinne eine Eiskante auf und verschwand im Nachthimmel. Stundenlang stiegen

wir in die Höhe; es war uns, als ob wir aus den Tiefen einer dunklen Unterwelt hinaufsteigen müßten zum Leben. Und wir standen auch wirklich noch auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Gesprochen wurde nicht darüber, aber jeder war davon erfüllt. Es war jene Stimmung, wo man das ängstliche Flackern des Lebenslichtes fühlt, wo man die Hand darüberhalten muß, daß es nicht ausgeht. Jeder hielt die Hand drüber und keiner hätte sie — auch in der letzten Sekunde nicht — weggenommen. Als wir die schrecklichen brüchigen Felsen hinter uns hatten, kam der Mond. Es war uns, als ob er außer Licht auch Hoffnung, Wärme und Leben spenden würde. Wir sonnten uns gleichsam in seinem Licht, als wir an der glänzenden Eiskante in die Höhe stiegen. Die Landschaft war so überwältigend, daß sogar ich, der ich meiner Sinne nur mehr halb mächtig war, von ihr einen der stärksten Eindrücke meines Lebens empfing. Ungeheuer steil schoß die Kante aus unbestimmtem silbernen Dunst herab und verschwand hinter uns im Bodensofen. Drunten, weit weg, erglänzten die Gletscherströme. Nichts verband unseren Eisrücken mit ihnen; eine Wand von mehr als 1000 Meter, die ob ihrer Steilheit unsichtbar war, trennte uns. In gleicher Höhe mit uns standen die unerhört wilden Felstürme des Dnychnau und Mischirgitau, die Wand des Koschtantau und die Eisflanke des Aliamatau. In der Ferne über abgrundtiefen Tälern schimmerten die phantastischen Kämme der Digorischen Alpen. Am Himmel jagten Wolkenfetzen vor dem Mond her. Tillmann, der als erster mit mir als zweitem ging, stieg die fast blanke Kante hinauf wie ein junger Gott. Die Stimmen der anderen kamen tief aus unbestimmtem Dunkel herauf. Gegen Mitternacht fanden wir eine Stelle, wo sich eine Höhle aus der Firnwand herausgraben ließ.

Die Nachtruhe dauerte nur wenige Stunden, und diese wenigen Stunden waren ausgefüllt von stummen, ernststen Sorgen. Denn wenn auch der Primuskocher behaglich fauchte, wenn auch der Tee dampfte und der Proviantmeister Zwieback, Marmelade und ähnliche Köstlichkeiten verteilte, einer saß dazwischen mit blutübertonnenem Kopf, dessen Mienen und Gebärden jeder ängstlich beobachtete, um zu erkunden, ob nicht eine nur zu leicht mögliche Verschlechterung seines Zustandes sich ankünde. Ich horchte in mich hinein und konzentrierte alle Kräfte des Körpers und des Geistes auf meine Gesundheit. Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die hoch aus den unermesslichen Ebenen Rußlands aufragenden Zinnen des Kaukasus berührten, da trafen sie gerade in unsere Höhle hinein, und bald begannen wir, innerlich leicht nervös, doch äußerlich vollkommen beherrscht, den Weitermarsch ins Ungewisse. Nach etwa einer Stunde ging es über die jähe Flanke in die Höhe, dann standen wir auf dem Grat und wandten uns nun, wo der Rückweg zum Bezingsgletscher wieder offen vor uns lag, wortlos, in zäher Verbissenheit, dem Gipfel der Schkara zu. Stunden um Stunden verrannen im Kampf mit dem tiefen Schnee und den Wächten, dann standen wir am Nordgipfel. Gut 100 Meter höher ragte der Ostgipfel in den klarblauen Himmel. Bald darauf, in der Scharte zwischen Nord- und Ostgipfel, war es mit uns zu Ende. Ein riesiger Wächtenbruch hatte uns den Rest gegeben. Zwar

war nichts passiert. Der zweite stand gerade noch auf festem Grund; der erste war von der stürzenden Wächte weg auch glücklich noch auf der Bruchkante gelandet. Aber mit unserer moralischen Kraft war es vorbei und mit der physischen war es nicht mehr weit her. So traten wir gegen 3 Uhr den Rückzug an. Es war gut so, denn bei unserem entkräfteten Zustand hätten wir die Nacht auf dem Gipfel der Schkara verbringen müssen und dies noch dazu ohne unsere Sachen, die weiter zurück lagen. Wie ein geschlagenes Heer kehrten wir zu unseren Rucksäcken heim. Ich fühlte mich so schlecht, daß ich mich niederlegen und den anderen die Arbeit des Höhlenbaues überlassen mußte. Die Nacht verbrachten wir in ohnmächtigem Groll über den Mißerfolg. Nur der schon bei der Umkehr von jedem stillschweigend beschworene Vorsatz, es am nächsten Tage, und sei es auch unter Zurücklassung der Verletzten, noch einmal zu versuchen, gab den Gedanken Ruhe und dem Körper Schlaf. Beigel, Niesner und Tillmann erreichten am anderen Tage den Ostgipfel der Schkara (5182 Meter) im herantobenden Sturm. Es war ein harter Sieg, aber ein Sieg, der für dreie zählt. Ihre ganz besondere Note erhielt die Schkarabesteigung dadurch, daß hier zum erstenmal ein Russe auf einem der stolzen Fünftausender des Bezingiggebietes gestanden war. Gegen 12 Uhr waren wir wieder beisammen und begannen den Abstieg, vom Sturm gepeitscht. Nach einer steilen Eiswand erreichten wir den für mich in Wahrheit rettenden Gletscher und zogen dann gottgegeben stundenlang durch die Nacht über den endlosen Bezingigletscher hinaus zum Lager, wo Beigel andern Tags aus der Karaulka einen Operationsaal machte und nicht nur meinen Kopf ab- und auswusch, sondern auch gleich dem einen Hirten ein großes Geschwür am Hals wegoperierte. Ich kann feststellen, daß er sich bei seinen Tieren eine sehr gute Umgangsform dem Patienten gegenüber angewöhnt hat.

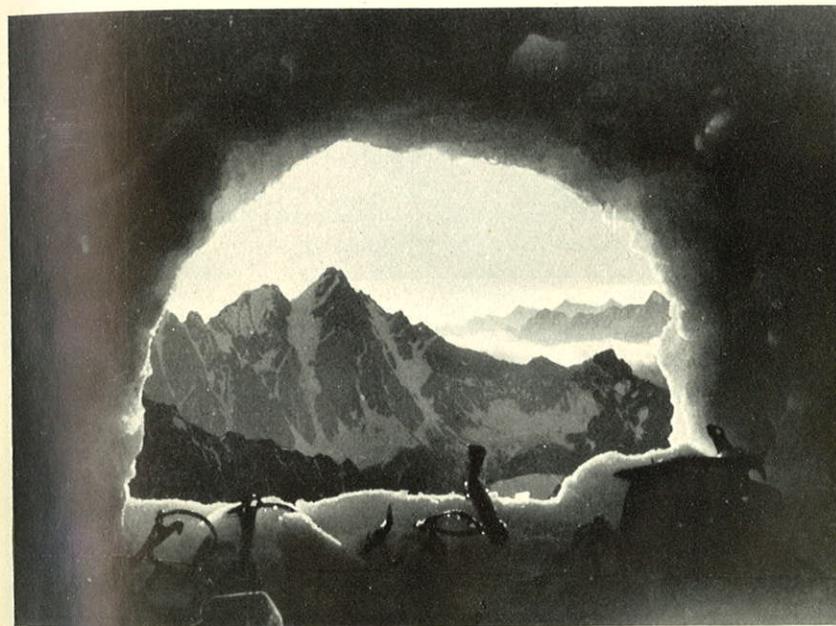
IV. Übergang nach Swanetien

Nach zwei Tagen war ich wieder so weit, daß mich bei ruhiger Gangart der Kopf nicht mehr schmerzte, und wir begannen den Übergang über den Zannerpaß. Unsere Hirten bewiesen uns zum Abschied noch eine rührende Aufmerksamkeit, indem sie uns alles Gute und Leckere, das sie bereiten konnten, aufstischten. Da gab es köstliches frischgebackenes Gerstenbrot, im Feuer gerösteten Hammelkopf und einen eigens zubereiteten Aikram ganz besonderer Art. Mit einigen Rubeln als Entgelt für das Genossene und kleinen Gegengeschenken*) verabschiedeten wir uns von ihnen und wuchteten beim Morgengrauen unsere Rucksäcke auf die Schultern, um uns langsam hinüber zum Kosch beim See zu bewegen. Zum Abschied gab's auch da Aikram, Käse, Brot. Dann verließen wir das gastliche Gebiet

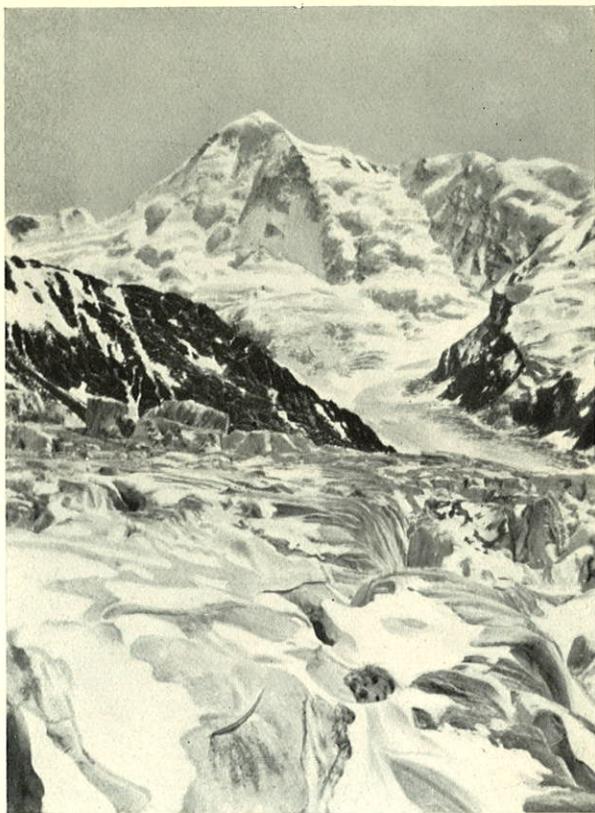
*) Als Geschenke waren Aluminiumfeldflaschen vor allem beliebt, dann Tabak, auch Messer, Uhren. Mit Schund machte man gar keinen Eindruck. Die Leute können das sehr gut beurteilen. Ihre einheimischen Erzeugnisse, z. B. die Kindschals (Schwörter), sind in bezug auf Stahl, Griff und Verarbeitung von einer Qualität, die man bei uns vergebens suchen würde und kaum bezahlen könnte.



Blick aus der Schkarafente nach Osten (Ailama)



Blick aus der Eishöhle an der Schkara



Tetnuld vom Zannergletscher aus

des Bezingigletschers, in dem wir uns schon wie zu Hause fühlten, und schoben unsere Last Schritt für Schritt hinauf gegen den Zannerpaß. Die unermesslich reiche Pracht der Blumen am Fuße des Keltbasch konnte uns nur vorübergehend fesseln. Alle Energie, alle Gedanken galten dem Höher-schieben des Rucksackes. Am frühen Nachmittag waren wir bereits 1300 Meter über unserem Lager und beschloßen, hier im warmen Geröll am Rande des Gletschers die Nacht zu verbringen. Es wurde eine Nacht von ganz besonderer weltferner Schönheit, unter dem hellen, funkelnden Sternenhimmel. Das halbgeschlossene Auge trank noch die Schönheit weißleuchtender Gletscher und ferner himmelragender silbriger Eisgebilde, während wir eng aneinandergerückt zu fünf warm in unserem großen Schlafsack lagen. Das ganz Besondere aber war das Öfchen; kunstvoll aus Steinen gebaut, stand es in Reichweite und geheimnisvoll wie in einer Hegenküche glimmte und schwelte darunter der Kuhmist*). Es gab dem Ganzen so eine gemütliche Note, als ob die ganze weite Umrahmung des Bezingigletschers und alles, was dort jenseits des Dnšchnauschpasses noch herüberschaute, nichts weiter sei, als unsere gemütliche Schlafstube, und wir konnten dies auch wirklich behaupten, denn in dieser Nacht gehörte alles, was wir ringsum sahen, uns allein.

Am frühen Morgen, schon kurz nach Sonnenaufgang standen wir dann 400 Meter höher auf dem 4100 Meter hohen oberen Zannerpaß. Tiefer, oberflächlich verharschter Schnee machte den Abstieg über den sanft geneigten, jenseitigen Gletscher sehr mühevoll. Ein Marsch durch die Hochmulden nach Westen, wie es ursprünglich beabsichtigt war, wurde unter diesen Umständen unmöglich. Wir mußten möglichst rasch hinab. Der große Bruch im Zannergletscher hielt uns noch lange auf. Wir hatten ihn an der falschen Seite angepackt und arbeiteten uns mühsam auf der orographisch rechten Seite, dort, wo das Eis an den Fels anstößt, hinab. Gegen Abend waren wir auf dem unteren Gletscherboden, aber trotz höchster Eile gelang es uns nicht mehr, in die Waldregion hinunterzukommen. In einer Felsgufel, rings eingeschlossen von Fels und Eis, verbrachten wir eine nicht unangenehme Nacht. Der Wald, nach dem wir so großes Verlangen hatten, dessen Anblick und anheimelnde Atmosphäre wir seit mehr als drei Wochen vermißten, duftete zu uns herauf. Drüben schienen sogar Buschwerk im Nachtdunkel zu stehen, aber es war durch eine Plattenwand von uns getrennt, die jetzt nicht angreifbar schien. Die Karte hat uns hier sehr getäuscht. Der Zanner- und der Nagebgletscher enden beide schon lange, bevor sie sich vereinigen könnten.**)

*) Wir hatten zwei Liter Benzin zur Heizung des Primuskochers in den Hochbiwaks mit und das war jetzt beinahe aufgebraucht; deshalb mußten wir einen Sack voll getrockneten Kuhmist mit hier herauf nehmen. Das Benzin hatte genügt, um etwa 70 Liter Tee, Kaffee, Suppe aus Schnee zu erzeugen.

***) Das Ende des Zannergletschers liegt heute gut einen Kilometer weiter zurück, als auf der Merzbacherkarte eingezeichnet ist, während der Nagebgletscher mehr als 500 Meter über dem Zannergletscher, etwa bei P. 2216 der Merzbacherkarte, endet. Es handelt sich aber hier nicht um einen Fehler der Karte; die Gletscher sind vielmehr ganz erheblich zurück-

nächsten Tag vor einem Rätsel, denn die Karte wollte gar nicht stimmen, und vor einer sehr heiklen Aufgabe, dem Übergang über den stark reißenden Nagebbach. Wir kamen gerade noch hindurch. Bald steckten wir dann mitten im ersehnten Wald und konnten uns seiner doch nicht recht freuen. Durch eine falsche Wegezeichnung auf der Karte waren wir auf die linke Seite des Zannerbaches gelockt worden. Bald sahen wir auf der jenseitigen Talseite, unnahbar für uns, einen Fußpfad gemächlich talaus ziehen, während wir uns hier mit unseren wohl 80 Pfund schweren Rucksäcken auf dem Rücken im dicksten Urwaldgestrüpp ungewöhnlich mühsam an der steilen Schluchtwand entlang unseren Weg hinausbahnen mußten. Nach sechs Stunden endlich hatten wir die Strecke von nicht 10 Kilometern überwunden und standen draußen im freien Swanetien.

V. Land und Leute in Swanetien

Dr. Ernst Beigel.

Es war gut, daß wir unseren zuerst gehegten Plan vom Zannerpaß aus über die Hochpässe nach Westen zur Swetgarkette und zum Ušcha hinüber zu queren, aufgegeben hatten, denn schon am zweiten Tag nach unserer Ankunft im oberen Swanetien überzog sich der Himmel mit dicken Regenwolken, und der Wettergott verhüllte für Tage die gleißenden Schneeberge der Swanetisch-Tartarischen Gebirgskette. Schuld daran, daß wir vom Zannerpaß unsere Schritte nach Süden lenkten, war der knietiefe Neuschnee und unsere 80 Pfund schweren Rucksäcke, die mit jedem Schritt schwerer auf die Schultern drückten. Aber auch das lockende, grüne, walddreiche Land zu unseren Füßen zog mächtig an. Die Überschreitung des Zannerpasses gehört sicher zu den landschaftlich schönsten Paßübergängen im Kaukasus. Die Route führt vorbei an einer der eindrucksvollsten Berggestalten, dem Tetnuld, der mit seiner majestätischen Erscheinung das obere Swanetien beherrscht. Seine gegen Nord-Nordwesten schauende jähe Eiswand, die oben von einem riesigen, vom Gipfel kommenden Eiswulst weit überdacht wird, schießt fast senkrecht über 2000 Meter auf den wild zerklüfteten Gletscher herab. Der langgestreckte, schön gegliederte Westgrat, über den die Wetterwolken ihre Windfahnen wehen ließen, lenkte den Blick hinaus nach Süden zur Lailakette, die uns mit ihren sanften Formen stark an die Berge unserer zentralen Ostalpen erinnerte. Die

gegangen. Mir ist ein Diapositiv der Sammlung des AADM. zu Gesicht gekommen, das Scheck im Jahre 1904 von der gegenüberliegenden Talseite aufgenommen hat. Darauf sieht man den Nagebbach bis zu der Vereinigung mit dem Zannerbach im Talgrund. Da wir auch festgestellt haben, daß der Bezingigletscher heute vor der Einmündung des Mischirgibaches und der Twibergletscher bei der markanten Felsnase des linken Ufers, das ist eineinhalb Kilometer vor den auf der Karte eingezeichneten Punkten endigen, sind auch diese Gletscher seit den Zeiten Merzbachers ganz erheblich zurückgegangen. Auch der Gulgletscher und der Sigmargletscher enden früher, als die Karte angibt. Daß es sich um einen Rückgang und nicht um einen Kartensfehler handelt, wird auch durch die Tatsache bewiesen, daß die Vegetation erst weit unterhalb der jetzigen Gletscherzunge beginnt.

Lailakette ist einer der wenigen im Süden vorgelagerten Gebirgszüge. Schräg zum Hauptkamm verlaufend, bildet sie zusammen mit diesem das Längenhochtal des Ingur. Aus alten Tonschiefern aufgebaut, haben ihre Berge einen anderen Charakter als ihre Nachbarn aus Urgestein in der Hauptkette. Die Lailakette wurde von vielen Kaukasusfahrern überschritten. Überwältigend muß der Blick von ihren Kämmen gegen die Zentralkette mit ihren ehrfürchtgebietenden Eisriesen sein. Einen begeisterten, herrlichen Reisebericht gab Cenzi v. Ficker von der Überschreitung dieses Gebirgszuges.

Zu unserem Einzug nach Swanetien war uns noch ein strahlend schöner Tag beschieden. Als wir aus der Eisregion in das enge, mit üppiger Urwaldvegetation bewachsene Zannertal hinunterstiegen, hatten wir einen prachtvollen Blick auf das obere Swanetien mit seinen vielen, kleinen Ortschaften, die freundlich heraufschauten und uns rauhe und etwas verwilderte Gletscherbummler einluden, zu ihnen hinunterzusteigen und eines der schönsten Hochtäler kennenzulernen. Als wir einen kleinen Pfad erreicht hatten, waren wir froh, dem Urwald entronnen zu sein. An einer freien Stelle, nahe dem rauschenden Zannerbach, machten wir Rast, zündeten ein Feuer an, und während unsere dicke Reissuppe im Kochtopf brodelte, ruhten wir von den Strapazen aus und labten uns an der Fülle der herrlichen Beeren. Mit einem wahren Heißhunger vertilgten wir unser lange entbehrtes, warmes Mittagessen. Wir waren so vertieft in diese Beschäftigung, daß wir nicht merkten, wie uns eine Anzahl unersehlicher Gegenstände von unserer Ausrüstung, die etwa 20 Meter von uns entfernt lag, gestohlen wurde, bevor wir überhaupt jemand zu sehen bekamen. Dieser Empfang in Swanetien war nicht gerade freundlich. Es kamen uns die Beschreibungen früherer Reisender in Erinnerung, die vielfach von dem verschlagenen Charakter und von unfreundlichem und ungaßlichem Benehmen der Swaneten zu erzählen wußten. Mit kräftig geschwungenem Eispickel auf alles gefaßt, zogen wir in das erste Dorf Schabesch ein. Aber wir wurden recht überrascht, überall wurden wir freundlich begrüßt und zum Eintreten und Verbleiben aufgefordert. Doch so schnell konnten wir uns von Feindseligkeit nicht auf Freundschaft umstellen. Wir zogen weiter. Wo wir vorübergingen, schauten uns die Einwohner, die durchweg einen recht ärmlichen Eindruck machten, neugierig nach. In diese obersten, turmbewehrten Ortschaften des freien Swanetien sind auch bis jetzt noch wenige Fremde vorgeedrungen.

Zum Schauen und zum Staunen hatten wir heute nicht mehr viel Zeit. Der Tag ging zu Ende und Freund Semenowsky trieb zur Eile an, denn wir wollten noch heute zum Lehrer von Scholasch kommen, den Semenowsky von einer früheren Kaukasusfahrt her gut kannte. Bei jeder Siedlung gab es einen Höllenlärm, wenn die vielen bissigen, wolfsähnlichen Hunde uns heulend und bellend begleiteten. Mit unserem Eispickel hielten wir uns diese unsympathischen, scharfen Köter vom Leibe. Die zwischen Schlechtwetterwolken hervorblinzelnde Sonne sah fünf verbrannte, hagere, etwas verwildert aussehende Bergsteiger das steinige Bachbett der Muldra entlang ziehen und verschwand dann hinter waldigen Höhenzügen

im Westen. Über eine Holzbrücke erreichten wir den auf einer flachen, sanft geneigten Wiesenterrasse liegenden Ort Scholasch und standen bald vor den großen, erleuchteten Fenstern des Lehrerhauses. Die Aufnahme war eine überaus herzliche. Ein großes Zimmer wurde uns eingeräumt und nach einem kräftigen Abendimbiss wünschte uns unser Gastgeber eine recht gute Nacht. Der nächste Tag war trüb und regnerisch. Als wir uns, erfrischt durch den langen Schlaf, von unserem Lager erhoben, stand schon die große, kräftige Gestalt des Lehrers vor uns und hielt lachend über das ganze Gesicht Bauers Wollweste und Jacke und einige andere Dinge unserer gestohlenen Sachen uns entgegen. In aller Herrgottsfrühe hatte der prächtige Mann auf unsere Erzählung hin sein Pferd gesattelt, die Miliz von Mestia alarmiert und ebenso den Bürgermeister von Schabesch von dem peinlichen Vorfall benachrichtigt. Es lag ihm alles daran, die abhanden gekommenen Sachen wieder restlos herbeizuschaffen, was ihm auch mit Hilfe der Behörden in Mestia, der glänzend funktionierenden Polizei und mit Unterstützung des Gemeindevorstehers von Schabesch gelang. Sogar das Geld zählte uns der Chef der Miliz von Mestia einige Tage später bei Heller und Pfennig auf den Tisch. Ein Beispiel von prompt funktionierender Justiz, um das Bauer, der Kollege aus dem hochkultivierten Deutschland, die Swaneten beneiden mußte.

Das schlechte Wetter war uns diesmal recht gleichgültig, konnten wir doch mit ruhigem Gewissen zwei Tage richtig ausruhen und es uns wohl sein lassen. Und ob es uns gut ging bei der Lehrersfamilie? Selten noch trafen wir eine so selbstverständliche und herzliche Gastfreundschaft an, so daß wir uns schon am ersten Tag wie zu Hause fühlten. Die netten fünf Kinder des Lehrers sorgten für unsere Unterhaltung, brachten uns grüne Gurken oder wilde Kirschen aus dem Garten. Die vier Töchter hatten vollauf zu tun, für uns ausgehungerte Gesellen Brot zu backen und uns die vollgefüllten Suppenschüsseln auf den Tisch zu bringen. Die Frau des Hauses war ebenfalls rührend um unser Wohlergehen besorgt. Die Familie des Lehrers lebt im Winter in Tiflis, während er selbst das ganze Jahr in Scholasch bleibt und an die Bevölkerung seiner Umgebung Unterricht erteilt. Ein eigentlicher Schulzwang besteht nicht, doch soll die Zahl der Schüler, darunter auch ältere Leute, groß sein und in den letzten Jahren sehr angewachsen sein. Das Analphabetentum nimmt selbst in diesen entlegensten Tälern ab. Die Tätigkeit der Beamten in diesen weltfernen, unzugänglichen Gegenden ist schwer, denn rauh und außerordentlich einfach ist die Lebensführung, schwer zugänglich und verschlossen sind die freilebenden Gebirgsjöhne. Mit viel Geschick und Takt versteht es die russische Regierung, dort ihren Einfluß geltend zu machen, indem sie intelligente, tatkräftige junge Swaneten auf Staatskosten ausbilden läßt und sie dann in ihrer eigenen Heimat als Beamte und Polizeiorgane einsetzt. Sie gewinnt damit Leute, die mit ganzem Herzen an ihrer schönen Heimat hängen und für ihr Volk sicher mehr leisten als landfremde Dogte.

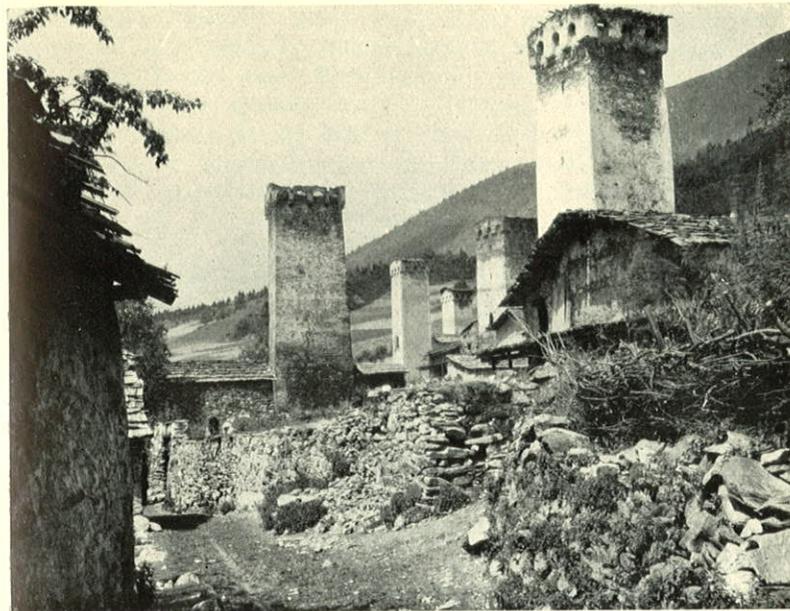
Der Aufenthalt beim Lehrer war für uns außerordentlich wertvoll, konnten wir doch nach Herzenslust all die landeseigentümlichen Dinge genau auf die Platte bannen, von unserem Quartier aus Streifzüge in

die Umgebung machen und Land und Leute aus näherer Anschauung kennenlernen. Im Hofe des Lehrers war so ziemlich die ganze swanetische Landwirtschaft vereinigt. Fast jedes Anwesen hält einige Schweine, sowie, als für den eigenen Bedarf nötig sind. Das swanetische Schwein ist vom Wildschwein nicht weit entfernt. Außerordentlich genügsam und spätreif, liefert es erst nach drei Jahren dem Swaneten einen mageren, aber im Fleisch sehr schmackhaften Braten. Als Christen haben die Swaneten diesen lukullischen Genuß vor ihren mohammedanischen Nachbarn im Norden voraus. Neben Fleisch liefert das Schwein noch sehr gute Borsten, die als ein Hauptausfuhrartikel für Bürstenfabrikation hinaus nach Tiflis verkauft werden. Eine kleine Schar etwas kümmerlicher Landhühner belebt jeden Hof. Wie auch oft die Lehrer bei uns, hatte unser Gastgeber Freude und Gewinn an der Bienenzucht. Hinter seinem Haus stand eine Reihe von Bienenstöcken. Es waren dies einfache, innen ausgehöhlte Baumstämme, liegend oder aufgestellt; in der Mitte konnten sie auseinandergenommen werden. Wir sahen diese Stöcke allenthalben und die Ausbeute schien bei dem außerordentlichen Blütenreichtum nicht gering zu sein. In Mestia hatten wir Gelegenheit, Honig zu kaufen; wenn auch der Preis sehr hoch war, brachte er jedoch willkommene Abwechslung in den Tourenproviant. Jeder wohlhabende Swanete hat sein gutes Reitpferd. Es ist das ein nieder gebautes, feingliedriges, aber außerordentlich zähes und wendiges Tier mit etwas arabischem Blut, was sich vor allem in den schönen Köpfen zeigt. Die Rinderzucht ist keineswegs auf der Höhe. Im Tale sahen wir meist schlecht gehaltene und magere Tiere, oben auf den wenig besiedelten, guten Weiden bessere Tiere. Auf die Aufzucht guter Ochsen wird das meiste Gewicht gelegt. Sie werden als Zugtiere im eigenen Land verwendet und auch nach dem Süden in die Steppen ausgeführt. Milchtiere werden nur wenige gehalten, als zum Eigenbedarf nötig sind, denn eine Ausfuhr von Milchprodukten kommt zurzeit bei den schlechten Wegverhältnissen und bei der weiten Entfernung von größeren Siedlungen nicht in Frage. In der Schafzucht sind die Balkaren den Swaneten weit voraus. Nie sahen wir in Swanetien solch große Herden von Schafen und Ziegen wie in den nördlichen Tälern.

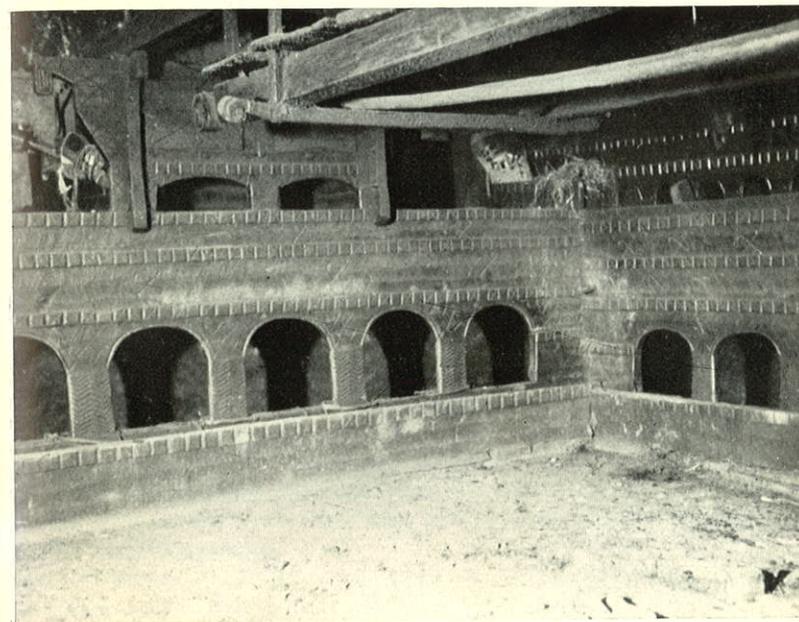
Auf der Dorfstraße vor dem Lehrerhaus zogen hier und da Fuhrwerke vorbei, die uns eigenartig anmuteten. In ganz Swanetien läuft kein Rad. Gras, Heu, Getreide und Frächten werden auf Schlitten geladen und bergauf, bergab auf den schmalen, steinigten Pfaden von einer Ortschaft zur anderen auf Kufen geschleift. Diese so schlechten Wegverhältnisse und die durch hohe Gebirgskämme bedingte Abgeschlossenheit sind in der Hauptsache schuld an der großen wirtschaftlichen Armut und an der kulturellen Zurückgebliebenheit dieses Landes. Jeder Ansporn, die Lebenshaltung zu bessern und die Produktion zu steigern, fehlt. Mit einem recht primitiven Pflug schürfen die Bauern ihren felsigen und steinigen Boden. Etwas Mais, Hafer, Roggen, selten Weizen, gedeiht auf den sonnigen Terrassen der Südhänge ganz gut. Für die verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung aber ist die vorhandene Anbaufläche viel zu klein. Große Armut sieht aus manchen mageren und höhlwangigen Gesichtern. Jedes

Jahr ziehen Swaneten zu ihren reicheren Nachbarn im Norden zur Heumahd über die Gletscherpässe oder wandern aus nach dem Süden in die Ebenen von Kutais oder Tiflis. Besonders interessant war die „Dreschmaschine“. In zwei miteinander verbundene, starke Eichenbohlen mit vorn abgerundeter und etwas aufgebogener Kante werden spitze Steine geschlagen. Mit dieser rauhen Unterseite wird auf einem eingeebneten Platz, der sich meist vor dem Haus befindet, auf dem Getreide herumgefahren, bis die Körner ausgefallen sind. Das Stroh geht bei dieser wenig wirtschaftlichen Methode verloren. Wenn ausgedroschen ist, scheidet der Wind die Spreu vom Korn.

Wie noch wenige Reisende, hatten wir bei unserem Gastgeber Gelegenheit, das swanetische Haus kennenzulernen. Der Lehrer gehörte zu den fortschrittlicheren, mit der neuen Zeit gehenden Swaneten. Als erster in seinem Dorf baute er sich ein schönes, praktisches Wohnhaus mit geräumigen Zimmern. Sonst hat fast noch jedes Haus im oberen Swanetien seinen Streitturm. Jedes Haus ist eine Burg für sich. Diese wehrhaften Bauten stammen aus alter Zeit; sie gehen bis aufs 12. Jahrhundert zurück, in eine Zeit, in der jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit verloren gegangen sein mußte. Früher stand ein Dorf gegen das andere, ja selbst die einzelnen Familien lagen miteinander im Streit und verschanzten sich hinter ihren Mauern und Türmen. Dazu kam noch die Sitte der Blutrache, die selten Frieden in die Gemeinden einkehren ließ. Die russische Verwaltung und Polizei brachten Ende des vorigen Jahrhunderts dem Land allmählich Ruhe und Ordnung bei. Heute ist der Swanete ein friedlicher Ackerbauer und Viehzüchter, und die Überfälle und Raufereien sind selten geworden. Gar mancher Swanete folgt dem Beispiel des Lehrers und fängt an, seinen Turm abzutragen, aus seinen Steinen ein neues, wohnliches Haus zu bauen, mit großen Fenstern, die mehr Licht und Sonne hereinlassen, als bis jetzt die kleinen Schießscharten in der dicken, wehrhaften Mauer dies taten. Neben dem neuen Haus des Lehrers stand noch das alte, ein niederer, aus grob behauenen Steinen aufgeführter, zweistöckiger, mit Schindeln gedeckter Bau. An der Vorderseite des swanetischen Hauses ist ein mit Brettern bedecktes Holzgerüst aufgeführt, das als Vorplatz und Veranda dient und auf dem sich bei schönem Wetter das ganze Familienleben abspielt. Das Innere des Hauses ist in zwei Stockwerke eingeteilt. Tritt man von außen ein, so müssen sich die Augen erst an die Dunkelheit gewöhnen, bis man erkennen kann, daß sich neben kleinen Vorrats- und Gerätekammern ein großer, quadratischer Raum befindet. Der Boden ist festgestampfter Lehm. In der Ecke stehen einige Fässer, die den Kornschnaps (Raki) enthalten; an einer Wand sind einige primitive Bettstellen; an den anderen Wänden ziehen Holzbarren entlang, die durch hölzerne Rundbögen in einzelne Stände eingeteilt sind. Hier werden die Großtiere im Winter untergebracht, die mit den Köpfen in den Wohnraum hereinschauen, ähnlich wie wir es auf Bildern vom Stall zu Bethlehäm manchmal dargestellt sehen. Über diesen Barren ist noch eine zweite Reihe von kleineren Holzrutschen mit Futtertrögen aufgeführt, die den Kleintieren Unterschlupf bieten. In der Mitte des Raumes befindet



Ortsstraße in Sachiri



Swanetischer Stall und Wohnraum



Bürgermeister von Schabetsch

sich eine offene Feuerstelle. Dieser untere Raum wird, weil er dichter und wärmer ist, hauptsächlich im Winter bewohnt, während im Sommer der obere Raum benützt wird. Dort wird auf einer von unten erhitzten Schieferplatte Brot gebacken, in einem großen, kupfernen Kessel der Topfenkäs bereitet. An den Wänden stehen Mehl- und Korntruhen, ein paar schwere, aus Eichenholz gezimmerte Stühle vervollständigen die Einrichtung. In den wohlhabenderen Häusern sind die Holzwände und Holzgegenstände mit Ornamenten, die mit dem Beil kunstgerecht geschlagen sind, reich verziert. Zwei wohlgelungene Blitzlichtaufnahmen dieser Innenräume gehören mit zu den wertvollsten Ergebnissen Niesners photographischer Arbeit.

Besonders geehrt wurden wir durch den Besuch des Gemeindevorstehers von Schabetsch. Bei einem gemütlichen und fröhlichen Mahl saßen wir mit ihm im Lehrerhaus beisammen, während die Töchter des Hauses ganze Stöße von flachen, frischgebackenen, noch warmen Roggenbrotten auf den Tisch stellten. Eine delikate Hühnersuppe mit Kartoffeln und einer würzigen Kräutertunke vervollständigten das Festmahl. Nach swanetischer Sitte hielt unser Gastgeber alle Augenblicke auf russisch eine nette, sinnreiche Tischrede auf seine Gäste, die jeder von uns mit einer kurzen, schnell zurechtgedrückten Gegenrede erwiderte. Zwischenhinein wurde fleißig mit Raki auf die Gastfreundschaft und auf das Wohl der Gäste angestoßen. Semenowsky kam dabei kaum zum Essen, denn er mußte wohl an die Duzend Reden verdolmetschen. Am nächsten Tag waren wir alle noch etwas benommen im Kopf, denn der Kornschnaps wirkte nach. Für Westeuropäer ist dieses Getränk nicht zurechtgebraut.

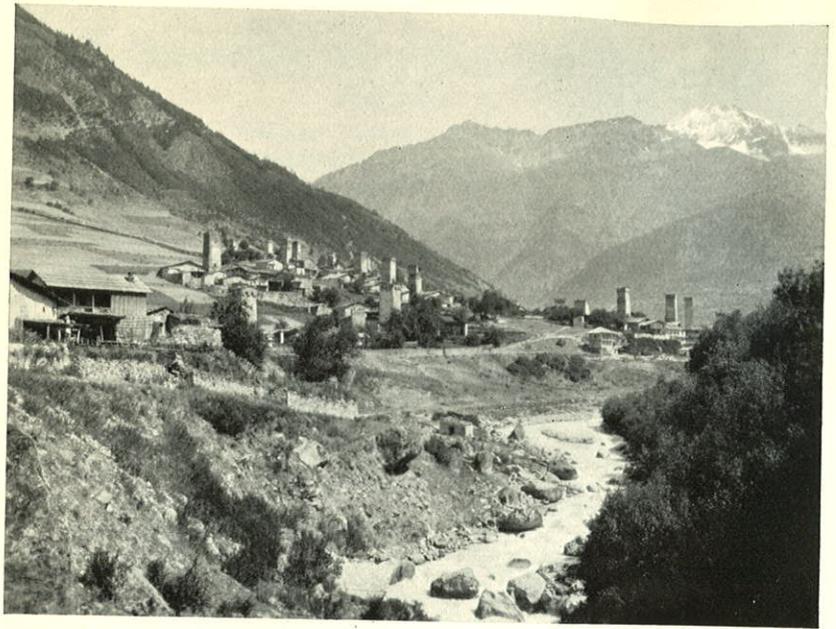
Es war gut, daß sich am dritten Tag die Sonne wieder zeigte und uns den Abschied von unserem Gastgeber leichter machte. Gute Wünsche für unsere geplante Utschabesteigung begleiteten uns, als wir in voller Marschausrüstung durch den prachtvollen swanetischen Gau das Mulschra-tal hinab nach Mestia marschierten. Auf der rechten Seite des Tales entlang zieht sich der Weg hin zwischen Kulturen und saftigen Weiden, durch kleine, romantische Dörfer, aus denen trübig die alten Türme in den blauen Himmel ragen. Die Arbeit auf den Feldern verrichteten meist die Frauen, während die Männer untätig vor ihren Häusern saßen. Der Kinderreichtum ist groß. Wie drüben bei den Bergtartaren, sehen auch hier die Frauen verwelkt und abgearbeitet aus. Ganz selten sahen wir sie gut gekleidet; ein paar Lumpen hüllten die hageren Gestalten ein. Die Männer dagegen trugen entweder einen enganliegenden Utscherkessenrock oder ein Hemd, eine Reithose und enge Filzgamaschen. Jeder Swanete hat seinen Kindschal umhängen, der leider oft nicht mehr handgeschmiedet und kunstgerecht verziert ist, sondern schon vielfach deutlich die Fabrikware aus Tiflis auf den ersten Blick erkennen läßt. Den Kopf bedeckt der pilzförmige Swanetenhut, den man recht wohl mit den Melkhüten unserer Sennen vergleichen kann.

Es ist schöner, den Höhenweg zu gehen, als den etwas näheren entlang der Mulschra, denn bald wird ihr Bett durch schroffe Felsen eingengt. An den gegen Süden geneigten Abhängen dagegen ansteigend, kommt man

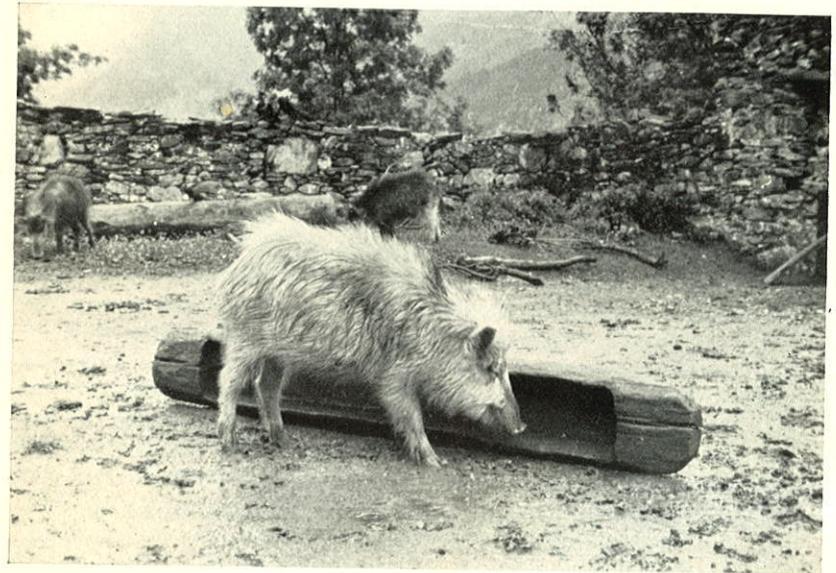
schließlich an einen prachtvollen Platz, von dem man plötzlich einen unerwartet schönen Blick auf Mestia hat. Schade, daß die Berge immer noch ihre Wolkenkapuzen übergestülpt hatten, denn von hier aus müßte man den Ušcha über die Waldberge herüberleuchten sehen. Hinter uns lag in seiner ganzen Breite das grüne Mulchratal mit den weiß leuchtenden Türmen zahlreicher Ortschaften; uns gegenüber, auf der anderen Talseite, stiegen steil dunkle Tannenwälder mit lichtgrünen Birkenbeständen vermischt an. Tief unten hatte sich, für uns unsichtbar, der Mulchrafluß sein enges Bett in den alten Glazialschuttrücken gegraben.

Mestia ist der größte Ort in Swanetien. Mit seinen stolzen Türmen — es sind deren wohl 60 — liegt es breit ausgebreitet auf einer sanft geneigten, fruchtbaren Terrasse am Zusammenfluß des Tiubribaches und der Mulchra. Vereinzelt außerhalb des Hauptortes liegen noch Häusergruppen, deren Gebäude gleich Festungsbauten eng aneinander gesetzt sind und nach rechts und links Ausschau halten. Sie sehen aus wie Vorwerke einer großen Festung. Von unserem hohen Standpunkt aus konnten wir das ganze Tal nach Westen überblicken. Leider hatte sich die Sonne schon wieder hinter dem dichten Wolkenvorhang versteckt, der unsere Aussicht auf die Berge im Süden und Westen recht einschränkte. Unser Wetterglück in Swanetien war unbeständig; ich verweise deshalb auf die Landschaftsbeschreibungen der früheren Kaukasusfahrer, die meist mehr Zeit hatten, gutes Wetter abzuwarten. Sie alle finden nicht genug Worte, die Schönheit Swanetiens zu preisen. Gerade in dem schroffen Gegensatz zwischen dem saftigen, satten Grün der Wälder und Wiesen, belebt durch die zahlreichen, aus der Landschaft herausleuchtenden Ortschaften, und dem leuchtenden Weiß der Schneeberge des Laifakammes im Süden und der gleißenden, glitzernden Eisriesen der Hauptkette im Norden liegt der eigenartige Reiz dieser Gegend. Wohl sonst nirgends wirkt dieser Gegensatz gleich stark auf den Beschauer. Es ist deshalb kein Wunder, daß sich nun auch die russischen Touristen zahlreicher in diesem schönen, bis jetzt so verlassenem und unbekanntem Erdwinkel einfinden, um dort Erholung und Erleben zu finden. In Mestia erzählte man uns, daß bis zu unserer Ankunft schon 100 russische Partien durchs Tal gezogen seien. Wie lange noch wird es dauern, dann steht auch in Mestia ein Hotel, dann werden auch die bis jetzt so streitbaren, verschlossenen Swaneten vor jedem Fremdling den Hut ziehen und Bergführerlöhne beziehen, und die Laifakette wird soundso viele Rubel kosten.

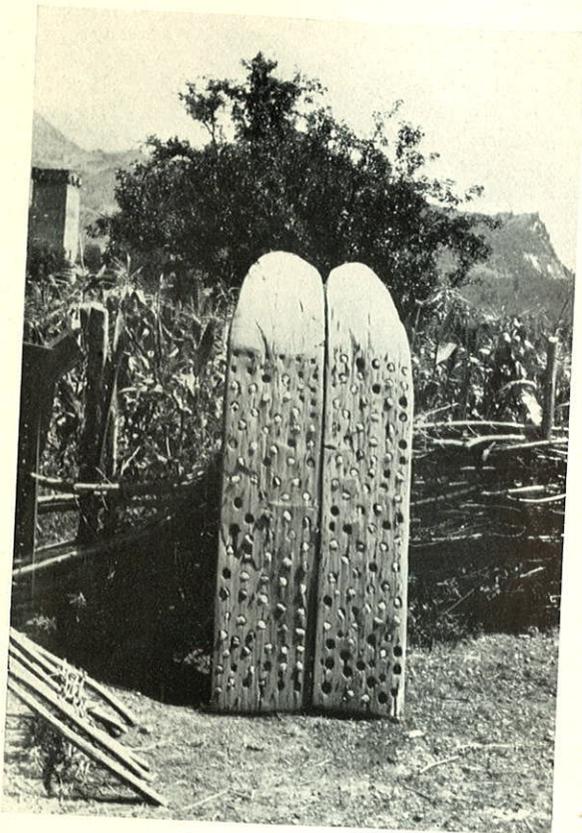
In Mestia verbrachten wir zwei Tage. Die Behörden haben sich dort ein großes Amtsgebäude gebaut. Gastfreundlich wurden wir aufgefordert, im Touristenzimmer zu übernachten. Man kam uns in jeder Beziehung entgegen, sorgte dafür, daß wir für unsere Weiterreise Pferde bekamen und war uns beim Einkauf von Proviant behilflich. Besonders der Vorsitzende des Ipolkom, Silvester Naweriani, zeigte großes Interesse für unsere geplante Ušchabesteigung und wünschte uns aufrichtig Glück zu unserem Vorhaben.



Mestia, die Hauptstadt von Swanetien



Swanetisches Schwein



Swanetisches Drechsbrett

VI. Swanetische Bergfahrten und Rückmarsch

Paul Bauer.

Schließlich war auch das Regenwetter und der Müßiggang in Swanetien zu Ende und wir zogen hinauf gegen den Uſſſcha. 25 Jahre war es gerade her, daß beide Gipfel erstmals von unseren Landsleuten Distel, Leuchs und Pfann in einer für die damalige Zeit beispiellosen und auch heute noch kaum übertroffenen Tour überschritten worden waren. Seitdem war niemand mehr auf seiner Spitze gestanden. Auch wir sollten nicht hinaufkommen. Vier Tage und drei Nächte hielten wir in 3200 Meter Höhe im Zelt aus, um einen günstigen Zeitpunkt zu erspähen. Es schneite und nebelte jedoch ununterbrochen. Dann zogen wir ab; wir mußten wieder nach Deutschland. Bei strömendem Regen zogen wir hinunter nach Betscho, dann schien uns die Sonne wieder und zeigte uns Swanetien, dieses Kleinod des Kaukasus, im üppigsten, sommerlichen Gewand. Don Tſcholasch begleitete uns ein tüchtiger, junger Bursche mit zwei packpferden hinauf ins Twibertal. Der Weg war schwer und auch für kaukasische Pferde fast ungangbar. Bald riß ein Sattelgurt von der übermäßigen Beanspruchung, bald mußten die Pferde abgeladen und das Gepäck ein Stück getragen werden, bald stürzten die Pferde mit dem ganzen Gepäck wieder einmal, dann mußten sie zitternd über Felsstufen hinaufgebracht werden, immer aber blieb unser Begleiter guter Laune und setzte seinen Ehrgeiz darein, durchzuhalten. Bei einem Kofsch ließen wir die Pferde zurückgehen und machten wieder selbst die Lastträger. Von unserem Lager, das wir anderen Tages am großen Knie des Twibergletschers bezogen, machten wir noch am Nachmittag einen Erkundungsvorstoß auf einen 3600 Meter hohen Bergausläufer und entdeckten dabei, daß zwischen Seri- und Asmaschigletscher ein ganzer Bergstock liegt, der auf keiner Karte eingezeichnet ist, der aber an Selbständigkeit, Höhe und Formensönheit selbst der Swetgarkette ebenbürtig ist. Wir standen auf einem Vorgipfel dieser Kette, die wir Asmaschitau nannten.

Der nächste Tag brachte dann noch einen schönen bergsteigerischen Erfolg. Wir stiegen von unserem Lager (2800 Meter Höhe) auf der am Vortag eingesehenen Route als erste auf den Tottau (4100 Meter Höhe). Über den steilen Twibergletscher, immer nahe den Felsen des Tottau bleibend, und dann durch ein Eiskuloir hatten wir eine Scharte im Ostgrat des Tottau und von da über den sehr steilen und schwierigen Felsgrat den 140 Meter höher liegenden Gipfel erreicht. Am Gipfel verbarg uns leider der Nebel das ganze in seinem Aufbau noch so manche ungelöste Frage stellende Gebiet. Immerhin ein Panorama*) hatten wir beim Aufstieg von der Scharte aus schon aufgenommen, das wenigstens einen Teil des Gebietes umfaßte. Vor allem hatten wir hinübergesehen zum Baschiltau-Paß, zum Baschiltau und Sarikolbasch. Durch dieses Panorama wird die

*) Wir hatten zwei Leikakameras und einen 9×12-Apparat mit. Als Negativmaterial verwandten wir Peruchfilm und Platten. Von den zirka 800 Aufnahmen sind fast 700 als sehr gut gelungen zu bezeichnen. Wiesner in erster Linie, und auch Beigel haben sich außerordentlich eifrig auf diesem Gebiet betätigt.

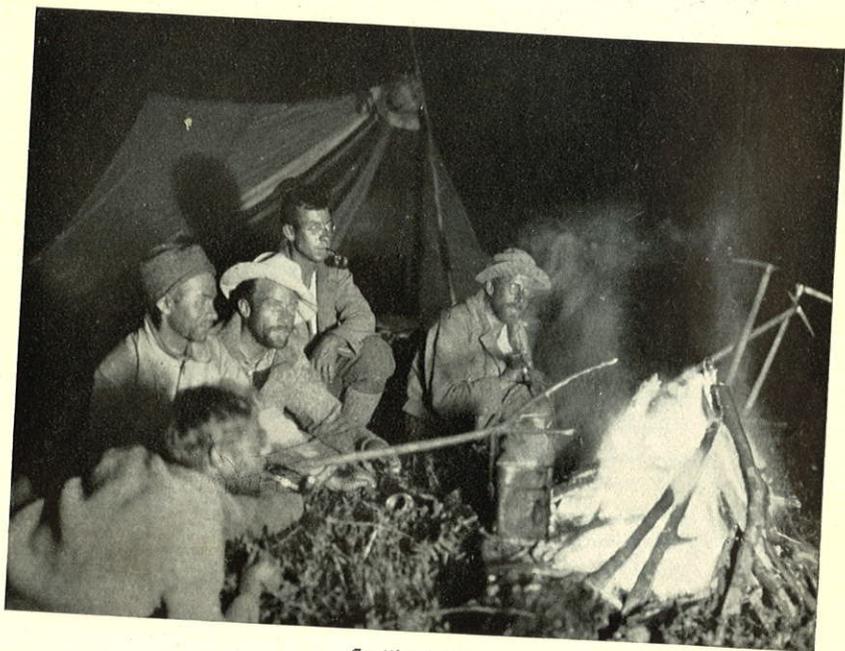
von Winkler in der Ge. A.-Z., 35. Jahrgang, entwickelte Theorie über den Aufbau dieses Gebietes als richtig bestätigt. Ein Versuch auf die Skala Bodorku mußte leider in 4000 Meter Höhe jenseits des Dorgipfels im wütenden Schneesturm aufgegeben werden. Jenseits des Twiberpasses, den wir an diesem Tag noch überschreiten konnten, bezogen wir bei dem Punkt 3075 des Sgimargletschers ein Sturmbiwak. Bald hatten wir uns in unserem Zelt so gut vor dem rasenden Sturm geborgen, daß er uns nichts mehr anhaben konnte. Freilich war unser Zeltraum etwas kleiner geworden, da wir ganz große Steine von innen auf die Leinwand legen mußten, um ihr Widerstandsfähigkeit gegen die Luftmassen zu geben. Der prachtvolle Sonnenschein des nächsten Tages ließ uns hier noch etwas verweilen. Gegen 11 Uhr begannen wir langsam, Abschied nehmend von den Bergen der Zentralkette, über den Sgimargletscher hinabzuschlendern. Drunten, an der Mündung des Sgimarbaches in den Garausa-Bach, fanden wir gar merkwürdige Baulichkeiten. Sie erinnerten an eine verlassene Stellung aus den ersten Kriegstagen: Kleine Unterstände an den Berg hingebaut, mit Zweigen bedacht und inmitten jeder Hütte ein großer Backtrog. Dicht dabei war eine kräftige Narjanquelle. Bald kamen wir hinter das Geheimnis. Es war ein Heilbad. Wer ein Bad nehmen wollte, zog sich in so eine Hütte zurück, schöpfte sich die Wanne voll Narjan und verlor sich dann darin nach Herzenslust. Wir hielten hier auch eine kleine Rast im nahen Kosch und freuten uns, wieder im Land des Airam zu sein. Wir ahnten nicht, daß uns noch ein langer Marsch bevorstand. Semenowsky meinte, in einer Stunde vielleicht wären wir in Tschegem. Es sollte ganz anders kommen. 4.15 Uhr marschierten wir ab. Um $1/26$ Uhr war von Tschegem noch nichts zu sehen, trotzdem wir ein gutes Tempo vorlegten. Es dämmerte uns, daß ein Endspurt bevorstand. Wir legten an Tempo zu, wir machten bergab Lauffschritt, vor dem die gemächlichsten Kühe erschreckt flohen. Wir überholten die heimkehrenden swanetischen Mäher; selbst die hoch zu Ross vom Mähen heimreitenden Balkaren waren langsamer als wir. Es war stockdunkel geworden und immer war weit und breit noch keine Siedlung zu sehen. Endlich waren wir am Ziel, es mußte Tschegem sein. Wir traten in die schluchtartig zwischen bizarren Mauern ausgesparte Dorfstraße ein. Aber es war erst Bulungu, und jetzt fanden wir auf der Karte, daß Tschegem noch eine gute Stunde entfernt war. Diese tartarischen Dörfer sind bei Nacht sehr schwer zu passieren; man verliert die Richtung vollständig im Gewirr unregelmäßigen Gemäuers. Aus Bulungu kamen wir noch glücklich hinaus. In einem der nächsten Orte saßen wir ganz fest. Kein Mensch rührte sich, Licht war nirgends zu sehen. Haustüren, durch die man hätte eintreten können, waren auch nicht da. Man steigt allgemein an einer nur bei Tag zu findenden Stelle über die Mauer in den Hof. Ich stieg also auch über eine Mauer. Ein Hund fiel mich an. Mit der Taschenlampe hielt ich ihn in Schach. Er hatte Angst vor dem Ding. Ich hielt ihn immer im Lichtkegel und trieb ihn so Schritt für Schritt zurück, so führte er mich auf seinem Rückzug ins Haus, dessen Eingang ich sonst nicht gefunden hätte, und durch das Haus in die gute Stube. Da kauerte ein junger Bursche am



Unbenannter Viertausender (nun Amaschi Tsau)



Baschil Tau und Stala Bodorku von der Amaschitette aus



Am Bivalfeuer

verglühmenden Feuer. Ich redete mit Engelszungen, russisch, balkarisch, dann deutsch. Er verstand gar nichts. Schließlich verstand er doch, daß ich etwas wolle, und wies mich in eine Ecke. Da lag in einem richtigen Bett ein alter Mann. Ich näherte mich ihm mit „geziemendem Anstand“ und nahm zunächst einmal neben seinem Bett Platz, um anzudeuten, daß ich eine längere, wichtige Sache mit ihm zu besprechen habe. Dann erklärte ich ihm russisch und deutsch mit möglichst wenigen, möglichst deutlichen, immer wiederholten Worten, daß ich nach Tschegem wolle, und daß er mir den Weg zeigen solle. Endlich verstand er. Er zog seine Stiefel an und ging mit mir hinaus. Er trug ein weißes Unterkleid, bestehend aus Hose und Tscherkeska. Er wies uns einen schmalen Pfad, der uns durch Getreidefelder und Wiesen nach Tschegem führte. Gegen 9 Uhr endlich waren wir wirklich da und — warfen unsere lästigen Rucksäcke nicht etwa mit einem Fluch in die Ecke, o nein — hoben die 60-Pfunder spielend leicht, elastisch von unseren Schultern und stellten sie federnd, fein säuberlich hin, denn wir befanden uns im Schulsaal von Tschegem, und um uns herum standen Offiziere der roten Armee mit ihren jungen, hübschen Gemahlinnen, die einen Ausflug nach Tschegem gemacht hatten. Eine der Damen hatte von ihrer Gouvernante ein sehr gutes Deutsch gelernt, und wir unterhielten uns noch eine ganze Weile ausgezeichnet beim dampfenden Samovar. Bei dem edlen Kommunismus, der dabei gepflogen wurde, waren wir entschieden im Vorteil, denn wir hatten nichts Ekbares mehr. Die Unterhaltung war übrigens hier, wie sonst überall in Rußland, von unserer Seite aus streng unpolitisch.

Die Wagen, mit denen diese sympathischen Leute gekommen waren, brachten uns in den nächsten zwei Tagen mühelos durch das lange Tschegental und seine stundenlangen, wilden Schluchten, hinaus nach Naltschik.

Was vor zwei Monaten noch als ein höchst fragwürdiges Unternehmen erschienen war — man hatte mir noch acht Tage vor der Ausreise von berufenster Seite aus Rußland mitgeteilt, daß eine Reise von Ausländern in den Kaukasus bei sehr maßgebenden und unterrichteten Russen als derzeit noch aussichtslos angesehen werde, und daß man rate, das Unternehmen um mindestens ein Jahr zu verschieben —, war glücklich zu Ende gebracht. Wir sahen auf eine ergebnisreiche, hochinteressante und selten harmonisch verlaufene Reise zurück.

Der Dank für den reibungslosen Verlauf gebührt meinen Kameraden, die, obwohl an Selbständigkeit gewöhnt, das Opfer brachten, sich restlos einem gemeinsamen Willen unterzuordnen, denen keine Mühe und Arbeit zuviel war, wenn es galt, einander das Leben zu verschönern, die heimlich den Rucksack des jeweils gerade schlechter Disponierten erleichterten, um ihn vor Gesundheitschaden zu bewahren.

Das große Verdienst, die Expedition ermöglicht und den Schleier, der über dem Kaukasus lag, gelüftet zu haben, gebührt dem Vorsitzenden der Sektion Hochland, Herrn Ministerialrat Dr. Meukel, dem tatensfrohen Ausschuß und den Mitgliedern der Sektion, die, der Einsicht der Sektionsleitung vertrauend, einmütig unter großen Opfern die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung gestellt haben.

Anhang

Kostenaufstellung.

Von dem für allgemeine Unkosten zur Verfügung gestellten Betrag von 600 RM. wurden Karten, ein Zelt, ein Zbarskysack, Geschenkartikel und einiges andere gekauft, sowie die Gebühren für Disa, Portoauslagen und ein Teil der Gepäckbeförderungskosten gedeckt.

Im übrigen standen 4800 RM. zur Verfügung, die wie folgt aus- gegeben wurden:

Fahrkarten München—Moskau	533 RM.
Moskau—Naltschik 95 Rubel	202 "
Naltschik—Moskau 91 Rubel	192 "
Moskau—Berlin 136 Rubel	287 "
Berlin—München	140 "
Proviand in Deutschland	156 "
Gemeinsame Ausrüstung, insbes. Schlafsäcke und Apotheke	198 "
Gepäckträger, Zollabfertigung, Taxi, Fracht	180 "
Taschengelder für Geschenke und Andenken	395 "
Kleinere Ausgaben (Verpflegung) bis Moskau	36 "
Hotelzimmer Moskau (10 Tage)	425 "
Essen in Moskau	279 "
Kleinere Ausgaben in Moskau	110 "
Verpflegung in Naltschik, Mestia, Betscho und kleinere Aus- gaben auf der Reise in Rußland	180 "
Tourenproviand in Moskau, Bezingi, Mestia, Betscho, Tschegem usw.	338 "
Pferde und Wagen	218 "
Schafe	42 "
Proviand für Rückreise nach Deutschland	160 "
Gebühren für Aufenthaltbewilligung, Ausreisewisum, Photo- graphierlaubnis usw.	177 "
	4248 RM.

Es standen somit zum Schluß pro Mann noch rund 140 RM. zur Ver- fügung, die wieder an die einzelnen hinausbezahlt wurden.

Unter Einbeziehung des allgemeinen Unkostenzuschusses hat die Reise somit insgesamt 4848 RM. oder rund 1200 RM. pro Mann gekostet.

Ausrüstung und Proviand.

Zelt. Unser Zelt wurde von Birkner, Fraunhoferstraße 4, aus dem Duinzeltstoff Kleppers nach meinen Angaben gefertigt.

Jede Zeltbahn ist $1,90 \times 2,30$ groß mit je einem in obigem Maß nicht unbegriffenen rechtwinkligen Zipfel an den längeren Seiten, so daß die Zeltbahn sechseckig aussieht und zwei Seiten von $1,90$ Länge und vier von $1,63$ Länge hat.

An den langen Seiten befinden sich zwei parallele Reihen von Ösen, die $1,5$ und $4,5$ cm vom Rande entfernt sind. Der Abstand von einem Ösen- paar zum anderen beträgt zirka 19 cm.

An zwei diagonal gegenüberliegenden kurzen Seiten befinden sich zwei Reihen Knopflöcher in der gleichen Anordnung, während an den anderen beiden kurzen Seiten die innere Reihe Knöpfe statt der Knopflöcher hat.

An den Ecken, wo die kurzen und die langen Seiten zusammenstoßen, ist je ein kleiner Winkel von 4 cm Seitenlänge ausgespart, der für den guten Verschluss des Zeltes wesentlich ist. Auf der Außenseite befinden

sich dann noch verschiedene Schlaufen, um die Seitenwände hochspannen zu können.

Zwei derartige Zeltbahnen werden an den längeren Seiten mitein- ander verbunden, indem man eine kräftige Schnur durch sämtliche Ösen so zieht, daß die beiden Bahnen doppelt übereinander greifen. Es sieht dann aus, als ob sie mit einer doppelt umgelegten Naht zusammengenäht wären. Die Verbindung wird dadurch wind- und wasserdicht, wenn man die Ösen nicht zu groß gewählt hat.

An der Schnur wird das Zelt über zwei außenstehende Stöcke auf- gehängt. Nachdem die beiden Seiten im rechten Winkel zueinander ver- spannt sind, können die beiden rechtwinkligen Zipfel vorn und hinten nach dem gleichen System, nach dem die Verbindung im First erfolgt ist, miteinander verbunden und das Zelt geschlossen werden. Hier wurde ein Knopfsverschluß an Stelle der durchgebogenen Schnur gewählt, damit man leichter auch teilweise öffnen oder schließen kann.

So aufgestellt, ist das Zelt zirka $1,60$ hoch und hat $3,20 \times 1,90$ Boden- fläche, so daß es sehr bequem für sechs Mann und ihr Gepäck Raum für die Nacht bietet. Einen Boden hat es dann allerdings nicht. Schlägt man das Zelt nur einen Meter hoch auf, so reichen die Seitenteile von den Seiten her so weit über den Boden herein, daß man sie in der Mitte durch eine durch die Ösen gezogene Schnur zusammenheften kann und so ein vollkommen geschlossenes Zelt mit Boden erhält. Die beiden an den Zipfeln überstehenden Stoffteile können sehr gut, nach innen geschlagen, die Unterlage am Kopf verbessern. Spannt man dann die beiden Seiten- teile mit den angebrachten Schlaufen so hoch über dem Boden schon nach den Seiten hin an, daß das unterste Stück von 20 cm an der Seitenwand senkrecht herunterhängt, so hat man einen voll ausnutzbaren Zeltraum von $1,90 \times 1,60$, in dem immer noch drei Mann bequem Platz haben und in dem auch vier noch liegen können.

Zwischen der größten Höhe von $1,60$ und der kleinsten von 1 m liegt eine so große Skala von Möglichkeiten, daß man das Zelt jedem Wetter und jedem Boden und jeder Teilnehmerzahl anpassen kann.

Daß man auch eine Zeltbahn allein als Schlafsack für zwei Mann oder auch als Notzelt verwenden kann, sei aus den verschiedenen sonstigen Ver- wendungsmöglichkeiten noch herausgehoben.

Mit dem Zelt hatten wir das gefunden, was wir brauchten. Es hat nie Regen oder Wind durchgelassen. Wir hatten zu viert, zu fünf und zu sechs Platz darin. Es ist uns nie eingestürzt, obwohl es nur an zwei aneinandergebundenen Dickeln aufgehängt war. Oft hat es uns auch als Schlafsack für die ganze Reisegesellschaft gedient. Dabei wog es samt den Schnüren noch nicht 8 Pfund.

Schlafsack. Er bestand aus zwei Teilen, einer Unterlage und einer Decke, beide zusammengeknöpft nach dem beim Zelt angewandten System ergaben einen dichten warmen Schlafsack. Bei Hochtouren blieb die Unter- lage zu Hause, nur die Decke wurde mitgenommen. Am Fußende war er, um Gewicht und Material zu sparen, schmaler als am Kopf. Die Decke war bedeutend weiter als die Unterlage, so daß man sie an den Schultern oder auch über dem Kopf gut hereinziehen konnte. Er war zweischläfrig, der besseren Erwärmung und der bedeutenden Gewichtersparnis wegen.

Da an die Unterlage ganz andere Anforderungen gestellt werden als an die Decke, waren beide aus ganz verschiedenem Material. Die Unter- lage bestand zunächst aus einem leichten Zeltleinen, auf dem vom Hals bis zu den Oberschenkeln eine 8 mm dicke Schaumgummiplatte aufgeklebt war, weiter unten war eine Lage Billrotbatist und eine Lage Seidendecke aufgenäht. Am Fußende stand ein Stück von 20 cm über, das bestimmt war, den Boden des Sackes zu bilden. Die Decke war eine Seidendecke, wie sie jetzt auch in München mehrfach erhältlich sind, entsprechend zuge- schnitten und eingefast. Alles hat sich so gut gehalten, daß es mindestens noch eine Expedition aushalten wird.

Maße: Unterlage Fußende 70 cm, Kopfende 1 m, Länge 2 m, Decke 90 cm, 1,70, 1,80 m.

Als wir dann zu fünft waren, haben wir die beiden Schlaffsäcke zu einem vereinigt durch Zusammenknöpfen der jeweiligen Unterlagen und Decken.

Für ganz kalte Nächte ist die Seidendecke allerdings zu wenig; wir haben dann immer noch die Zbarskysäcke drübergelegt. Gewicht zirka 6 Pfund.

Rucksack. Der Rucksack war mit der wesentlichste Teil unserer Ausrüstung, da er uns in die Lage versetzen sollte, im Notfall alles selbst zu tragen. Er bestand aus vier Teilen: Rucksack, zwei Brustsäcken wie beim Bilgerirucksack, und einem Sack, der oben auf den Rucksack geschnallt wurde.

Der eigentliche Rucksack war gebaut wie die in den Bergen vielfach üblichen Tragkörbe, die, unten schmal, sich nach oben bedeutend erweitern. Er ähnelte einer Tüte. Untere Breite war 30 cm mit einem kleinen, 10 cm breiten Boden; oben war er 60 cm breit und das äußere Tuch war in der Mitte noch 30 cm länger als der Rückenteil. Dadurch allein wurde schon erreicht, daß der Schwerpunkt in die Höhe der Schulterblätter verlegt wurde. Durch den oben aufgelegten Sack wurde er noch mehr gehoben und durch entsprechende Belastung der Brusttaschen konnte man ihn dann in die Wirbelsäule verlegen, so daß man trotz eines $\frac{3}{4}$ -Zentner-Gewichts aufrecht gehen und unbehindert atmen konnte.

Unter die Rucksackriemen wurden zwei mit dickem Filz (Schreibmaschinenunterlage) gepolsterte Stahlbleche gelegt, die das Gewicht auf die ganze Schulter verteilten und so weit nach vorn griffen, daß der Brustkorb von den Riemen nicht beengt wurde. Diese Bleche waren mit unendlicher Geduld, aber schließlich in bezug auf Material und Form geradezu ideal, von Herrn Leicher hergestellt worden. Beigel und ich haben sie stets benützt, wenn wir große Lasten trugen; Niesner, der noch ein schlecht sitzendes Modell hatte, hat sich lieber mit dem Filz allein beholfen, während Tillmann sich damit begnügte, an seinem ihm vertrauten Rucksack lediglich eine breite Riemenunterlage aus Filz und Leder anbringen zu lassen.

Kochgeschirr. Eine Aluminiumpfanne, zwei Aluminiumfeldkessel und ein großer, fast 4 Liter fassender Hafen aus starkem Aluminiumblech mit drei Löchern zum Einhängen einer dreiteiligen Kette. Dazu ein Primuskocher, der mit dem Blechgehäuse zusammen in dem Hafen untergebracht werden konnte. Unten wurde mit Holz, Rhododendron und getrocknetem Kuhmist gekocht, oben mit dem Primus, der sich stets bewährt hat.

Proviand. Den Grundstock unserer Verpflegung bildeten Militärzwieback und Suppen aus Teigwaren, Sago, Grünkern, Gerste, Reis, Grieß und anderem nebst darin gekochtem Hammelfleisch. Als Gewürz diente neben Salz pulverisierte Zwiebel und Suppengrün. Aber manchen Hunger hilft einem auch der nahrhafte, schmackhafte Aïram hinweg. Als sehr wichtiges Nahrungsmittel wäre hier auch noch der Kaviar zu nennen.

An Militärzwieback erwies sich etwa $\frac{3}{4}$ Pfund pro Mann und Tag als empfehlenswert. Knäckebrot hat sich nicht so bewährt; es zerbröckelt zu leicht. Suppenzeug genügt $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Pfund für vier Mann pro Tag. Der Hammelverbrauch kann enorm sein. Wir haben an dem Tag nach der Schkara einen Hammel von mehr als 25 Pfund Schlachtgewicht zu fünft vollkommen aufgegessen. Kaviar, in Büchsen gut verschlossen, hält sich lange Zeit. Wir hatten etwa 4 Kilo davon mit; bei täglichem Gebrauch reichte er 14 Tage. Mit Zwieback und Tee ist er im Lager und auf Hochtouren ein ganz prächtiges Essen. Ganz billig ist er freilich in Rußland auch nicht; er kostet immerhin 16 RM. per Kilo. Für Swanetien hätten wir Fleischkonserven, etwa Cornedbeef, für die Suppen mitnehmen müssen, da die Hammel dort sehr teuer und seltener sind.

Für Hochtouren hatten wir besonders Salami, Bonbons, Schokolade, etwas Käse, Jam, der uns sehr wertvoll war, und vor allem Trockenmilch dabei. Letztere hat uns ganz hervorragende Dienste geleistet. Man kann sie mit Wasser anrühren und dann wenige Meter unter dem Gipfel des Dnyšttau die beste sahnige Allgäuer Milch trinken. Wir nahmen auf jede Tour eine große Büchse voll Trockenmilch mit und wären oft froh gewesen, wenn wir mehr gehabt hätten.

Die meisten derartigen Dinge hat uns Herr von Cammerloher in ausgezeichnete Qualität besorgt. Einiges haben wir auch in Rußland gekauft. In Moskau oder Rostow kann man neben Kaviar Dörrgemüse und Dörrrost kaufen. Auch in Naltschik bekommt man sehr vieles. Fischkonserven sind in Rußland empfehlenswert. Drinnen im Kaukasus bekommt man z. B. im Konsumverein von Bezingi, Mestia, Tschegem und Betscho erstaunlich viele Dinge. Man kann aber auch das Pech haben, daß der Zucker gerade ausgegangen ist. Er kommt ja bestimmt „morgen“. Erwarten kann man dieses „morgen“ aber nur, wenn man viel Zeit hat. In Swanetien ist es im allgemeinen viel schwerer, Lebensmittel zu kaufen, da das Land dichter bevölkert und die Bevölkerung ärmer ist. Wir hatten das Glück, dort einen sehr guten Honig zu bekommen.

Reisetagebuch mit Routenbeschreibungen.

4. Juli 1928: 21.55 Abfahrt von München.
5. Juli: 9.45 Ankunft in Berlin.
17.55 Abfahrt nach Stensj—Bentschen.
6. Juli: 9 Uhr Ankunft in Warschau.
20.00—24.00 Grenzübertritt Stolpze-Njegoreloje.
14.15 Ankunft in Moskau.
7. Juli: Moskau.
- 8.—12. Juli: Moskau.
12. Juli: 20.55 Abfahrt von Moskau nach Woronesch—Rostow.
15. Juli: 8.15 Ankunft in Naltschik.
16. Juli: 15.00 Abmarsch mit 5 Pferden und 2 Treibern.
19.00 Ankunft in Bjeloretzschinskaja.
17. Juli: 5.30 Abmarsch. Über eine Brücke nach Südosten etwa 150—200 m ansteigend durch Wald und Wiesen mit wilden Obstbäumen über einen Höhenrücken in das Tal des Hauptbaches (Naltschikbach) hinüber. Eine gute Stunde an ihm entlang, dann scharf nach links in die Höhe, steil ansteigend durch Hochwald.
10.35 Erreichen der Paßhöhe (Cutschatpaß zirka 1500 m An.*). Rast bis 14.30.
16.00 am Kara-Su (Schwarzer Bach) (An. 925). Kleine Siedlung.
20.30 Ankunft in Bezingi (An. 1440).
18. Juli: 7.30 Abmarsch von Bezingi (An. 1460).
8.45 am Einfluß des Dumalabaches (An. 1480).
13.45 am letzten Kosch kurz vor dem Mischirgibach (An. 1870).
16.00 Abmarsch. Der Abfluß des Mischirgigletschers wird hoch oben am Eingang ins Mischirgital mühsam überschritten.
19.00 Ankunft an der Karaulka (An. 2380).

* An. = Aneroid. Alle Aneroidmessungen sind absolut; der Nullstrich der Meterkala wurde stets auf dem 760-mm-Strich stehend gehalten. Von den mitgeführten drei Instrumenten haben zwei die Strapazen des Anmarsches überstanden und schieben gänzlich aus; das dritte (Fabrikat „Eust“, Preis 80 RM.) zeigte sehr große Schwankungen und erholte sich nach dem Aufenthalt in großen Höhen nur sehr langsam wieder.

Tschumurtſcherantau.

19. Juli: 6.00 Abmarsch von der Karaulka. Die sehr hohe Seitenmoräne des Bezingigletschers wird am besten in der Nähe der sie durchschneidenden Bäche erstiegen.
8.00 Ankunft auf der grünen Rasenterrasse der linken Seitenmoräne bei der Mündung des vom Tschumurtſcheran kommenden Baches. Auf der orogr. rechten Seite des Baches ansteigend umgeht man auf Gras einen Steilabbruch und quert oberhalb wieder zum Bach hinüber.
11.45 Rast am Gletscherbach. Dann auf der orographisch rechten Seite durch Felsen und über grasige Steilhänge zum Gletscheranfang (An. 3190). Dann über den zuletzt steiler werdenden Gletscher in ein höher oben liegendes Gletscherbecken, in das auf der orographisch linken Seite ein steiler Gletscherarm vom P. 4304 (Tsch.) und dem nordöstlich davon gelegenen Gipfel herabkommt; in das Gletscherbecken mündet ein weiterer Gletscher, der zunächst flach ist, dann aber einen großen Bruch bildet. Er kommt aus der Mulde zwischen dem Tsch. und dem südwestlich davon gelegenen Gipfel. Über den orographisch links einmündenden Arm steil in die Höhe. Oben zieht dann ein breites, schon von der Karaulka sichtbares Schneeband gegen den Südostgrat. Dieses ist sehr steil und erfordert große Vorsicht. Über dieses Band auf den SO.-Grat. Über ihn und die jenseits davon gelegene Flanke und ein kurzes Gratstück erreicht man den Gipfel (An. 4200). P. 4304.
16.00 Ankunft auf dem Gipfel.
17.15 Aufbruch vom Gipfel. Abstieg über den NO.-Grat zur Scharke zwischen P. 4304 und dem nordöstlich davon gelegenen Gipfel; über den oben erwähnten steilen Gletscher hinab in die Gletschermulde, dann auf dem Aufstiegs- weg zurück zur Karaulka.
21.00 dort an.
20. Juli: Rasttag.

Dnchtau.

21. Juli: 1.30 Abmarsch. Über den Bezingigletscher immer etwa in der Mitte haltend zum südlichen Dnchtau-Gletscher (bei Merzbacher unbenannt).
16.00 auf der westlichen Seitenmoräne des südlichen Dnchtau-Gletschers. Alter Bivakplatz (An. 3320).
Im südlichen Dnchtau-Gletscher auf der deutlich sichtbaren orographisch rechten Seitenmoräne empor zum oberen Becken, dann auf der orographisch linken Seite hart am Hang des Bascha-uz-Baschi durch den Bruch; durch die obere flache Mulde wieder nach links zu dem markanten dort stehenden Felskopf.
19.30 Bivak in den Felsen des großen Felskopfes unter der Südkante (An. 3820).
22. Juli: 2.15 Abmarsch vom Bivak (An. 3790). Vom Bivakplatz auf den Schuttrücken oberhalb und über ihn zum Fuß der Südkante — von der Scharke zwischen Ost- und Westgipfel zieht ein riesiges Eiscouloir nach Süden hinunter bis zum Gletscher. Vom Westgipfel nach Süden herab zieht eine Felspartie, die auf den Schuttrücken ausläuft. Im untersten Teil ist sie noch wandartig. Weiter oben teilt sie sich in eine östliche scharfe und eine westliche etwas weniger scharfe Kante, beide sind durch ein kleineres Couloir ge-

trennt. Weit im Westen befindet sich eine auffallende rote, basaltartige Felspartie. Zwischen der westlicheren der beiden Kanten und der roten Felspartie und dem noch weiter im Westen liegenden Westgrat werden die Felspartien öfter von Schneerinnen durchzogen, ohne jedoch einen markanteren Grat oder Pfeiler auszubilden.

Der Weg führt vom Schuttrücken direkt über die Wand, über die darauffolgende westliche der beiden Kanten, die sich oben mit der östlichen vereinigt. Nach der Vereinigung führt der Weg über die nun einzige Südkante direkt zum Gipfel. Westgipfel. Gesamthöhe vom Einstieg in die Felsen bis zum Gipfel zirka 1200 m. Die zunächst zu durchkletternde Wand ist gut gestuft. Die darauffolgende Kante ist im allgemeinen auch etwa mittelschwer. Einige Stellen sind jedoch sehr schwer. Im unteren Drittel wird ein spitziger Turm und ein Reitgrat überklettert. Bei einem auffallenden, weißen Feldspatturm kann man dann leicht in das Eiscouloir zwischen den beiden erwähnten Südkanten hineinqueren. Wir mußten es nach drei Seillängen wegen bössartigen Eises wieder verlassen. Auf der Kante mußte dann noch ein sehr schwerer, enger Kamin und bald darauf ein sehr schwerer vereister Überhang überwunden werden. Letzterer läßt sich links etwas leichter umgehen. Schließlich gelangt man zur Vereinigung beider Seitenkanten. Von dem dort befindlichen kleinen Scharfel nimmt das früher auf drei Seillängen benutzte Couloir seinen Anfang. Von hier zieht ein steiler Rücken hoch. Man klettert an ihm, schwach rechts haltend, in die Höhe. Wo die Kante wieder scharf wird, zieht man nach rechts in das große Couloir, das von der Scharke zwischen den beiden Gipfeln herabzieht. Bald darauf steht man nach einem sehr scharfen, sehr schweren Gratstück vor einem glatten Turm, dessen Erstiegung nicht gelang. Er wurde links umgangen. Hier Bivak.
18.00 Ankunft im Bivakplatz (An. 5050).

23. Juli: 16.15 Aufbruch zur Gipfelerkundung. Zuerst durch einen schmalen Spalt, der von einer Platte und der Wand des unersteiglichen Turmes gebildet wird. Dann erreicht man über einen steilen Eishang aufwärts querend den Grat wieder. Ein bald folgender, kaum ersteigbarer Überhang wird über eine große, ausgefetzte, kleingriffige Plattenwand in einer 60—70 m nach links ausholenden Schleife umgangen. Man gewinnt den Grat wieder und klettert an der breiter werdenden Kante meist nur mittelschwer gegen den Gipfel hinauf. Man gelangt ungefähr in Höhe des Ostgipfels an eine glatte, senkrechte, etwa 25 m hohe Wand, die von einem Spalt, der von links unten nach rechts oben zieht, durchrissen wird. Über Geschröf kann man dann nach einigen Metern am Gipfel sein. Der Spalt ist gangbar. Am Fuß des Spaltes mußte umgekehrt werden.
18.00 Umkehr, Abseilen über den Überhang.
20.00 Ankunft am Bivakplatz.

24. Juli: 6.15 Beginn des Abstiegs. Abstiegsroute ungefähr wie Aufstieg ohne Benützung der Eisrinne. Es wurde der scharfe Grat und eine etwa 20 m hohe Platte an Stelle des Couloirs überklettert. Zwischen Feldspatturm und spitzem Turm Absturz des Rucksacks. Abstieg über die Südwestflanke der Kante, steile Platten und Lawinenschneehänge hinab zum Gletscher, der zwischen dem P. 4057 und dem weiter östlich liegenden Seitengrat (Fortsetzung des Schuttrückens)

- liegt. Der Gletscher wurde, bevor er steiler wird, zu dem erwähnten Schuttrücken hin gequert. Über den Schuttrücken und über seine steile, von Schneefeldern durchzogene Südostflanke gelangt man hinab zu dem im Aufstieg schon begangenen südlichen Dychtau-Gletscher. Auf seiner rechten Seite durch einen Bruch zum Bezingi-Gletscher.
19.00 am Bezingi-Gletscher.
25. Juli: 2.00 Ankunft Karaulka. Rasttag.
26. Juli: Rasttag.
- Katuintau, Adischtau, Gestola, Sjalwer.**
27. Juli: 3.20 Abmarsch (An. 2750 überdehnt von Dychtau).
6.30 am Knie des Bezingi-Gletschers, Rast (An. 3100).
7.30 dort ab. Über Schneezunge, Randklüfte, plattige Felsen, schöne, begrünte Bänder und zuletzt über Schnee wurde die Kante der Rippe, die zum Plateau zwischen Katuin und Gestola hinaufzieht, erreicht (An. 3620). Wirklich etwa 3320. Weiter auf der verschneiten Rippe und bei Bedarf rechts davon auf den oben aufliegenden Gletscher. Einige große Spalten erfordern mehr Arbeit.
18.00 Bivak (An. 4800). An einem steilen, 40gradigen Hang wird etwa 150 m unter dem Rande des Plateaus, etwa 1500 m östlich seiner tiefsten Stelle, eine Schneehöhle gegraben.
28. Juli: 5.45 Abmarsch. Durch den Bruch auf das Plateau. Spalten.
9.00 Rast auf dem Plateau (An. 4900). Nach Südosten über das Plateau ansteigend und in der Falllinie des Gipfels über einen Bergschrund und einen sehr steilen Eishang.
11.30 Katuintau (An. 5100). Über den Verbindungsgrat, zuerst über einen überwächerten Firngrat, zuletzt über mittelschweren Fels.
13.00 Adischtau (An. 5150). Abstieg über den scharfen, steilen Südwestgrat, dann über die steile Westflanke und den Bergschrund zum Plateau.
14.45 wieder beim Rastplatz und dem dort zurückgelassenen Gepäck. Dann hinüber über das Plateau zum Südwestgrat der Gestola und über ihn zum Gipfel.
17.30 Gestolagipfel. Abstieg über die Nordwestflanke in die Scharte zwischen Gestola und dem Nordwestvorgipfel. Über ihn in eine tiefere Scharte.
18.30 dort an. Über den Gletscher nach Nordosten hinab. Bivak unmittelbar über dem die ganze Breite des Gletschers durchziehenden, über 60 m hohen Abbruch. Gegen 19.00 ganz dunkel.
29. Juli: Zurück zur Scharte. Dann hinüber auf den Gipfel zwischen Gestola und Sjalwer (An. 4630).
9.00 Ankunft.
10.45 Aufbruch.
11.45 auf dem Gipfel des Sjalwer (An. 4660 p. 4350 der Karte).
12.00 Abstieg vom Sjalwer. Durchstieg durch die Wächte etwas schwierig. Über den Nordostgrat, anfangs etwas schwierig über Fels und Eis, später einer schönen, ebenmäßigen, aber steilen Firnschneide entlang hinab zum Zannerpaß.
13.30 an Zannerpaß.
14.00 Abstieg vom Zannerpaß.
17.00 beim Kosch am See.
20.00 Ankunft bei der Karaulka.

30. Juli: Rasttag.
31. Juli: 12.00 Abmarsch von der Karaulka.
14.30 Gletscherknie. Starker Regen, zurück zum Kosch am See.

Sch k a r a.

1. August: 2.30 Abmarsch Kosch am See.
5.30—7.15 Rast auf Moräne auf der orographisch rechten Seite des Bezingi-Gletschers am Bivakstein (An. 3000).
12.20 Dychtauaußerspaß (An. 3750, 3877 nach Karte).
13.30 Abmarsch vom Paß. Dann über eine Firnschneide empor über einen Eishang nach links zu Felsen, über diese und den anschließenden, sehr steilen Firnhang immer unter einer senkrechten, ungliederten Eiswand entlang schließlich auf ein kleines Schneegrätchen. Jenseits dann über vereiste Felsen und eine sehr steile Eiswand unter einer Reihe von Eistürmen entlang, scharf nach links und schwach aufwärts auf eine sehr steile, vereiste Felsrippe. Diese Rippe bricht kurz unterhalb der Stelle, wo sie erreicht wird, ab zu dem tausend Meter tiefer liegenden Dychkotiugletscher. Über die Felsrippe sehr schwer und durch die links davon liegende, sehr brüchige Rinne sehr steil in die Höhe. Oben schließt eine lange, äußerst steile Eiskante an (Eishacken). An ihr hinauf. Sie wird dann flacher (45 Grad). Bei einem kleinen, felsigen, linken Seitengrätchen Eishöhle (An. 4350).
21.45 Ankunft dort.
22.30 Beziehen der Eishöhle.
2. August: 5.30 Abmarsch (An. 4380).
6.30 am Grat, wo ein steiler Felsrücken als Ausläufer eines unten den Bezingigletscher berührenden Seitengrätchens den Hauptgrat erreicht.
7.30—8.30 Rast (An. 4880). Ein Teil der Sachen bleibt zurück.
14.30 Umkehr kurz nach Überwindung des Schkara-Nordgipfels (ca. 5000). Wächtenbruch.
17.00 wieder bei den Sachen, dort neue Höhle.
18.30 Beziehen der Höhle.
4.30 Aufbruch zur Schkara.
5.30—6.00 Rast an einer windgeschützten Stelle des Grates.
7.15—8.00 Rast in der Scharte vor dem Ostgipfel.
9.40—9.45 auf dem Gipfel der Schkara.
10.00—10.15 Rast in einer Spalte unter dem Gipfel.
11.40 wieder beim Bivak.
13.00 Aufbruch vom Bivakplatz über den Grat zurück, bis nach links eine Felsrippe hinabzieht (die oben erwähnte Rippe). Über die Rippe und neben ihr schwach nach Norden haltend über sehr steiles Eis hinunter auf den Gletscher, der in den Bogen des Nordgrates der Schkara eingebettet liegt.
Über die flache Zone des Gletschers ganz scharf, fast horizontal nach links, bis er fast spaltenlos zum Bezingi-gletscher hinabführt.
16.00 Bezingigletscher.
19.00 Moränenende; die orographisch rechte Moräne wurde benutzt.
22.00 Karaulka.
4. August: Rasttag.
5. August: Rasttag.

Zannerpaß.

6. August: 3.00 Abmarsch hinüber zum Seekosch.
6.00 Seekosch.
14.30 Kel Bajsch (An. 3650) Biwak.
7. August: 3.00 Abmarsch.
5.30 Oberer Zannerpaß an (An. 3890, 4100 m nach Karte).
6.30 dort ab.
12.30—14.30 Mittagsrast über dem Steilbruch des Zanner-
gletschers. Dann auf der rechten Seite ganz an den Felsen
und in der Randkluft sehr steil und dreckig hinunter.
17.30 unterhalb des Bruches. Den fast ebenen Gletscher ver-
folgt man weiter. Vor dem letzten Abbruch gelangt man
nach links in plattige Felsen. Dort Biwak. Besser hält
man sich bis hinaus nach Schabesch von hier aus auf der
rechten Talseite.
8. August: 7.00 Abmarsch durch eine breite, steile Rinne, nicht leicht
hinunter. Dann Übergang über den Abfluß des Nagel-
gletschers. Querens des Urwaldes auf der linken Seite des
Zannerbaches.
14.00—17.00 Rast am Ende des Urwaldes.
17.00 Abmarsch nach Schabesch.
19.00 Ankunft beim Lehrer in Scholasch.
Rasttag.
9. August: 13.00 Aufbruch nach Mestia.
10. August: Mestia.
11. August: Mestia.
12. August: 14.00 Abmarsch zum Uscha mit einem Pferd als Tragtier.
17.00 Biwak auf dem Grat zwischen P. 2375 und P. 3406.
Über P. 3406 und den zum Gultau ziehenden Grat hinüber
in das Becken des Gulgletschers. Dort auf der orographisch
linken Seite in einer flachen, weiten Mulde in Höhe 3150
bis 3250 m; Biwak. Nachmittags Abstieg nach Gul und
Betscho, um Holz und Proviant zu holen.
14. August: Wieder mit Holz und Proviant zum Biwak zurück.
Semenowsky, Beigel und Tillmann kommen erst am ande-
ren Tag.
15. August: Abwarten.
16. August: Nachmittags Abzug vom Biwak. Von Betscho weiter gegen
Mestia zu. Eine Stunde oberhalb Betscho Biwak.
17. August: 10.30 an Mestia. Nachmittags ab; alles selbst getragen nach
Scholasch.
18. August: Aufbruch zum Twiberpaß; zwei Lastpferde; Biwak rechts
orographisch oberhalb des Gletscheranfangs auf der Berg-
flanke (An. 2200).
19. August: Bis zum Knie des Twibergletschers; dort Biwak an einem
See (An. 2800).
12.30 Abmarsch zu einem Vorgipfel des unbekanntes, etwa
4100 m hohen Berges, Amaschitau, zwischen Seri- und
Amaschigletscher (An. 3600).
- T o t t a u.
20. August: 4.30 Abmarsch (An. 2800).
5.30—5.45 Rast (Steigeisen).
7.00—7.45 Frühstücksrast (An. 3500).
9.45—10.00 Rast in der Scharte (An. 4000).
11.10—11.50 Rast am Gipfel (An. 4140).
12.30—12.45 Rast in der Scharte.
14.10—14.40 Rast.
16.00 an Biwakplatz (An. beim Biwak 2840), Routen-
beschreibung: Vom Biwak über den Twibergletscher zunächst

flach, dann durch den Bruch zwischen Tottau und einem
unbenannten Gipfel der Sweigarkette. Man hält sich mög-
lichst weit rechts, nahe den Felsen des Tottau, bis man ein
flacheres Gletscherbecken erreicht. Vom Nordwesten her
stürzt in dieses Becken von der Scharte zwischen dem er-
wähnten Gipfel und Tottau ein Eisbruch herab. Nach
Nordosten zieht ein steiles Firnfeld, das sich dann zu einem
Couloir verengt, auf den Südostgrat des Tottau hinauf. Es
endet in einer markanten Scharte. Über dieses Firnfeld
und durch das Couloir hinauf zur Scharte, dann über den
sehr steilen und scharfen Felsgrat in anregender, schwerer
Kletterei zum Gipfel. Einige ungangbare Gratabbrüche
wurden rechts umgangen.

Scala-Bodorku.

21. August: 4.30 Aufbruch vom Biwak am Gletschersee.
6.00—6.45 Rast auf der Mittelmoräne des Dsinalgletschers.
9.00—10.00 Rast unterhalb des zweiten Couloirs westlich des
Gipfels der Scala-Bodorku auf dem Litschatgletscher; durch
dieses Couloir hinauf.
12.00—12.30 Rast bei schlechtem Wetter etwas unterhalb
der Scharte, in die dieses Couloir führt (An. 3900).
13.00—13.30 Rast im Windloch auf dem Hang der zum
Gipfel der Scala-Bodorku hinaufführt (An. 4000). Dann
Abstieg.
14.30—15.15 Rast am Fuß des Couloirs bei dem dort zurück-
gelassenen Gepäck.
16.15 Übergang über den Twiberpaß (An. 3600).
18.30 Biwak beim Punkt 3075 im Sigmargletscher.
11.00 Abmarsch.
15.15 Ankunft beim Kosch an der Gabel des Gara-ausa-
Tales.
15.15 ab.
20.30 Ankunft in Tschegem.
23. August: 10.00 Abfahrt mit zwei Wagen (Telegen).
12.30—14.00 Mittagsrast bei Ak-Dobrak.
16.00 am Ende der Tschegem-Schlucht.
17.00 Niedertschegem.
18.00 Biwak.
24. August: 5.05 Abmarsch.
9.10 an Naltschik.
17.00 Abfahrt in Naltschik.
22.00 an Prochladnaja.
25. August: 5.00 ab Prochladnaja.
26. August: Früh an Rostow. Drei Stunden Aufenthalt.
27. August: Abends in Moskau.
- 28.—31. Aug.: Moskau.
1. September: 17.00 ab Moskau.
2. September: 7.30 polnisch-russische Grenze.
18.30 Warschau.
3. September: 5.00 deutsch-polnische Grenze.
10.00 Berlin.
20.09 ab Berlin.
4. September: 7.30 an München.

KARTE DES SWANETISCH-TARTARISCHEN HOCHGEBIRGES

GEZEICHNET N. DER KARTE VON G. MERZBACHER

— KAMMVERLAUF
- - - - - UNGEFÄHRE VERGLETSCHERUNG

